

DER MARIENBOTE

August 1960



Die heutige Ausgabe des Marienboten ist dem hochw. Herrn Pfarrer

Koloman Moullion

gewidmet, der am 7. Juli den Tag seines Silbernen Priesterjubiläums begehen konnte. Herr Moullion, Pfarrer der deutschen St. Michaelsgemeinde zu Windsor, Ont., ist einer aus den Reihen der "deutschen Einwandererseelsorger in Canada." Zum Priester geweiht in Subotica, Batschka, Ungarn, kam er nach dem letzten Kriege nach Canada, um hier seinen Brüdern in Christus Priester zu sein. Gott hat ihm sein Werk gesegnet. Auf Seite 6 des heutigen Marienboten bringen wir den Text einer Primizpredigt, einem jungen Priester gehalten. Dieser Predigt wird der Leser entnehmen, was von einem Priester erwartet wird — und auch, was der Priester selbst seinem Gotte und seinem Volke sein möchte. Die Pfarrkinder der St. Michaelsgemeinde zu Windsor, Ont., werden aus dieser Predigt ihren Pfarrer erkennen. Beten wir für unseren Jubilar und segnen wir ihn im Herzen.

Der Marienbote gratuliert und wünscht Gottes allerreichsten Segen. Das Arbeitsfeld des deutschen Seelsorgers in Canada ist gross und schwer — schwer gesegnet aber auch der Herr Jesus Christus jene, die Er ausgesandt, damit sie in Treue werken und in stiller Liebe opfern, um Christi willen.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

28. Jahrgang | Juli-August 1960, Battleford, Sask. | No. 10

Dies und Das

Vom Reisen Im Sommer geht der Mensch auf Reisen. Man will einmal fort aus der Enge des eigenen Kreises. Obwohl wir es immer wieder erfahren und auch öfters sagen, daß es überall wohl schön, am besten aber doch zu Hause sei, überkommt uns dennoch von Zeit zu Zeit die Unruhe, die uns hinauszieht, in andere Umgebungen. Wir wollen Entspannung, und die suchen wir dort, wo wir durch nichts an jene alltäglichen Dinge erinnert werden, die uns ins Arbeitsjoch, und die uns oftmals Nerven und Gemüt bis aufs Letzte spannen. Wir sehnen uns nach den ungewohnten Freuden des Neuen, drum fahren wir ins Neue.

Die erste Fahrt des Menschen in die Fremde, der Weg von den Toren des Paradieses ins Tal der Tränen, war ein kurzes Reisen. Doch dieser Reise Mühsal und Not dauert an bis heute. Seit dieser ersten Reise ist der Mensch ein Wanderer geblieben, und er wird es bleiben bis an sein Ende. Tief im Geist liegt ihm die Unruhe, die ihn stets ins Andere zieht. An jedem Tage seines Lebens erfährt der Mensch in Bitterkeit, daß er irgendwie nie zum Ziele kommen kann. Nie hat man, was man haben, nie ist man, was man sein möchte. Das Haus, das wir uns gebaut, ist nie ganz fertig. Der Garten fordert immer neue Arbeit. Das Einkommen hält nie mit den notwendigen Ausgaben Schritt, und wir selbst sind auch nie, was und wie wir gerne sein möchten. Nur der krankhaft Eingebildete ist mit sich selbst zufrieden. Der normale Mensch leidet an ewiger, tiefer Unzufriedenheit mit sich selbst. Reich sein ist ja schön. Man möchte aber auch edel sein, gut und frei von allem Falsch. Und das will uns niemals ganz gelingen. Zu tief sitzt in uns der Selbstsucht Bosheit. Eine Bosheit, die wir an anderen hassen — weil wir sie in uns selbst am allermeisten hassen.

Wanderer sind wir, sagt Gottes Buch, die immer "auf dem Wege" sind. Auf dem Wege zu einem besseren Sein. Ganz kurz sagt die Bibel, daß der Mensch ewig auf dem Wege vom Schlechten zur vollendeten Ähnlichkeit mit Christus sei, dem ersten unter allen Menschen. Auf dem Wege auch zum vollkommenen Ähnlichsein mit der göttlichen Herrlichkeit des Gekreuzigt-Auferstandenen.

An solches denkt man selbstverständlich nicht, wenn wir uns daran machen, unsere Sommer-Reisepläne aufzustellen. Uns liegt bei dieser Beschäftigung nur eines im Sinn: Erholung zu finden und daneben auch noch so viel Freuden und Vergnügen, als es uns unsere Tasche erlaubt.

Früher reiste man nicht so viel wie heute. Nur der Wohlhabende konnte es sich erlauben, in die Erholung zu fahren und zum Vergnügen zu reisen. Der einfache Mann ging nur dann auf weite Fahrt,, wenn zur Pilgerreise gerufen wurde. Und

das Wallfahren war Büßen und Beten, war Mühsal und Anstrengung. Vergnügen war es nicht. Heute ist die Zahl der Pilger klein, die Ferienfahrer aber kaum zu zählen. Von früher her sind uns unsere Universitäten geblieben, der Stolz unserer Jahrhunderte alten Kultur. Ganz neu ist aber, daß man sich in den Räumen dieser Schulen höchster Wissenschaft jetzt auch mit dem Reisen befaßt. An den Universitäten Frankfurts und Münchens zum Beispiel gibt es neuerdings ein Studienfach, das sich wissenschaftlich mit dem modernen Problem des Reisens beschäftigt. Das Reisen wird psychologisch, soziologisch, national-ökonomisch, medizinisch, geographisch und klimatologisch erforscht, das Resultat dieser Forschung wird dann dem Lande und dem Volke dienstbar gemacht. Moderne "Reiseführer", die man sich leicht kaufen kann, belehren, wohin man in die Sommerfrische oder in die Kur fahren könne, wieviel Geld man für so eine Reise brauche, wie man sich, der Gesundheit, den geistigen Interessen und seinen Ansprüchen auf Vergnügen zum Besten, seine Sommerferien gestalten sollte.

Diese "Wissenschaft des Reisens" gibt sich selbstverständlich nur mit rein irdischen Dingen ab. Sie ist deswegen aber nicht zu verwerfen. So manchem guten Menschen konnte sie bereits sehr viel Hilfe geben. Wir Christen haben jedoch neben dieser "Wissenschaft des Reisens" auch eine Theologie, eine christliche Morallehre bezüglich des Ferienlebens. Während uns die vielen bunten "Reiseführer" Erholung für Leib und Geist zu vermitteln suchen, befaßt sich die Theologie des Reisens mit allem, was den Menschen angeht und was der Mensch ist. Sie spricht vom Wohlsein des Leibes, von den edlen Freuden der Sinne, von Feriengaben für den Geist mit seinem Sinn fürs Wahre, Gute und Schöne, und sie spricht auch von der Seele. Gott ist und bleibt überall der Mittelpunkt des Menschenlebens, auch während der Ferienreise. Überall, auch am Strand, in den Bergen oder im Kurort, hat der Mensch das Göttliche zu allem Menschlichen, und das Menschliche zum Göttlichen in Beziehung zu setzen. Immer sollen wir ganzer Mensch sein und immer auch als ganzer Mensch auf Reisen gehen. Damit soll ganz einfach gesagt sein, daß nicht nur dem Leibe und den Sinnen, sondern dem ganzen Menschen mit allen seinen Ansprüchen des Leibes, des Geistes und der Seele Erholung gegeben werden müsse.

Zweck unseres Reisens ist doch, sich gesundheitlich und auch innerlichst neu aufzubauen. "Bauen ist die eigentlich menschliche Tätigkeit", sagt der Rembrandtdeutsche Julius Langbehn, und er fährt fort: "Mein Beruf ist geistig aufzubauen, aber nicht auf Schutt und Staub und Schmutz, sondern auf reinem Grund. Das muß jeder gute Baumeister tun. Sonst baut er schlecht."

Es stimmt schon, unser modernes Reisen ist kein Pilgerfahren und kein Wallen in Buße. Im Gegenteil, wir reisen, um uns von den Kreuzen und Plagen des Lebens ein wenig auszuruhen. Um Kraft zu finden, des Lebens Lasten auch weiter tragen zu können. Doch, von Gott ausruhen, Gott und tägliches Beten zu Hause lassen, wenn wir in die Ferien gehen, heißt falsche Rechnung mit sich selbst machen. "Wenn der Mensch nicht im Ganzen arbeitet und lebt, dann entgleist er. Der erste Sündenfall war die erste Entgleisung, gerade in diesem Sinn. Von Gott abfallen, heißt vom Geist des Ganzen abfallen" (Langbehn). Wo das geschieht, wo man nicht nur vom Hause, sondern auch von Gott fort in die Ferien fährt, müssen auch Zweck und Gewinn unseres Reisens Halbheit bleiben. Gutes, das uns bleibt, kommt dabei nicht heraus.

Was wirklich kommt, sehen wir ja mit eigenen Augen. "Reiseführer" können uns nur raten, welche Ferienwege wir uns wählen sollten. Auf den Reisewegen selbst finden wir selten, was man "Kultur hoher Reisetugenden" nennen sollte. Das charakteristische Kennzeichen unserer modernen "Reisekultur" sind — Lieblosigkeit und erschrekkender Mangel an graziösem Takt, an echt-edlem Gentleman-Geist. Jeder hat für sich zu sorgen, scheint da der Grundsatz zu sein. Und jeder sucht sich auch wortwörtlich ganz ohne Rücksicht auf jeden anderen durchzusetzen. Ganz ohne Rücksicht auf Gott, auf den Autofahrer vor uns, auf die bedienende Person im Speisehaus, ja selbst ganz ohne Rücksicht auf Gatte oder Gattin. Unerzogenheit und Ungezogenheit, zwei wirklich alle Freude am Reisen verderbende Untugenden, beherrschen überall das Feld.

Die christliche Theologie des Reisens weiß da sehr viel Rat zu geben. Sie spricht nicht nur von büßenden Wallfahrten, sie hat auch sehr viel über des Menschen Erholungsbedürfnis und über die Erholung selbst zu sagen. Christus selbst verwarf das vom falschen Büßen verzogene Gesicht als Heuchelei. Es hat Gott nämlich auch die Fröhlichkeit erschaffen, und zwar dazu, daß der Mensch sie suche und finde und fröhlich sei.

Man kann, schreibt der große Klassiker der Christenlehre, der hl. Thomas von Aquinas, in beidem übertreiben, im Ernstsein und in der Lustbarkeit. Der Idealmensch sei der "eutrapelos", der schönwendige Mensch, der, gebildet und

gut, immer in der Mitte zwischen Ernst und Ausgelassenheit lebe. Eutrapelia, das alt-griechische Ideal des ernst-heiteren Menschen, ist nach St. Thomas die Tugend der Anmut und der Wendigkeit, sich selbst und allen anderen Erholung und Fröhlichkeit zu schaffen.

Diese christliche Heiterkeit muß man sich selbstverständlich erarbeiten. Dazu muß der Mensch sich bilden, und zwar gemeinsam mit Gott. Da heißt es, sich vom selbstsüchtigen zum selbstlosen und schenkenden Gentleman umzubauen. Da Eutrapelie eine christliche Tugend ist, kann sie niemals ohne Gott in uns wachsen. Drum ist auch alle Reiseheiterkeit in Ferien ohne Gott nie von irgendwelchem Wert. Es kommt da wohl viel Neues, doch es bleibt nicht. Es hilft uns nicht, während der Ferien menschlich, ganz menschlich, wieder gesund zu werden. Es kann schon sein, daß uns etwas von unserem Rheuma vergeht. Das ewige Rheuma der Nerven, des engen Denkens, der Willenserschlaffung aber bleibt. Reisen, von denen wir mit moralischem Kater zurückkommen, haben noch nie geholfen. Erst wo man sich sein Gewissen rein zu halten sucht, rein und lebendig bei Gott, werden Herz und Auge klar, so daß wir sehen und alles und jedes anderen Menschen Empfinden tief im Herzen fühlen und freudigst erleben. Dann werden die Berge und Wälder uns zur Freude, an der wir innerlichst gesunden, und edle Fröhlichkeit zieht in uns ein.

Ferien dieser Art wünschen wir allen unseren Lesern.

– Der Schriftleiter

MARIA

Deinen Sohn besingend, feiern wir alle auch dich
als geistigen Tempel, o Gottesmutter.
Der einst in deinem Schoß wohnte und alle
Dinge mit seiner Hand umfaßt – der Herr,
er heiligte dich, er ehrte dich, er lehrte alle,
dir zuzurufen:
Gegrüßt, du Zelt Gottes und des Wortes;
du, erhabener als das Heiligtum;
du vom Heiligen Geist vergoldete Arche;
du unerschöpfliche Schatzkammer des Lebens;
du Ehrendiadem der frommen Könige;
du herer Ruhm der heiligen Priester;
du der Kirche uneinnehmbarer Schutzwall;
du des Reiches unzerstörbares Bollwerk;
durch dich erheben sich Siegessäulen;
durch dich stürzen unsere Feinde;
du meines Leibes Heilung;
du meiner Seele Rettung;
du unversehrte Mutter!

Aus dem "Hymnos Akathistos"



Die Botschaft von der Erlösung ist eine Botschaft von der Liebe. Und alle Liebe, selbst die Liebe Gottes, ist eine wundentragende, eine kreuztragende, eine gekreuzigte Liebe.

Peter Lippert S.J.

Sakrament der Einheit

Von Ferdinand Steimer

...Unsere Kirche bietet an Fronleichnam alles auf, um zu werben für das heiligste Geheimnis, das sie zu hüten hat. All ihr Feiern ist Aufruf zu Lobpreis und Dankbarkeit für das heilige Sakrament der Gottesnähe, in dem unter den Gestalten von Brot und Wein der Herr uns selbst alltägliche Gegenwart und lebendiger Besitz geworden ist, um sein Wort wahr zu machen: "Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Zeiten." Wie bei allen Festen geht es aber auch an Fronleichnam nicht nur um dankbares Sicherinnern und um festlichen Lobpreis. Die immer dem Leben zugewandte Mutter Kirche will, daß auch unser gläubiges Erleben von Fronleichnam hineinwirkt in unseren Alltag. Darum betet sie im Stillgebet des Festes: "Deiner Gemeinde schenke, wir bitten Dich, o Herr, gnädig die Gaben der Einheit und des Friedens, die in den heiligen Opfergaben von Brot und Wein geheimnisvoll bezeichnet sind."

Das also ist es, was aus der Feier von Fronleichnam und überhaupt aus der Teilnahme am eucharistischen Opfermahl als lebendige Frucht in unser christliches Alltagsleben mitbehen soll:



der Geist der Einheit und des Friedens Es geht bei unseren Kommunionen sicher zunächst um die Vereinigung mit dem im Sakrament verborgenen Herrn. So wie es Christi Wort meint: "Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm . . . Wie ich durch den Vater lebe, so wird auch der, der mich ißt durch mich leben . . . Wer dieses Brot ißt, wird leben in Ewigkeit." Aber es geht, wenn wir kommunizieren, nicht nur darum, daß wir mit Christus verbunden werden. Es geht auch um die Verbindung der von dem Christenleben des Sakramentes erfüllten Christen untereinander zu einer echten Gemeinschaft in Einheit und Liebe. Eine gemeinschaftliche Kraft geht aus von dem rechten Gebrauch der heiligen Eucharistie, deren Stiftung wir an Fronleichnam feiern. Die Kirche will, daß wir uns auf diese Kraft des Sakramentes besinnen und uns der Verpflichtung bewußt werden, die uns aufgegeben ist als lebendiger Dank für das große Geschenk der Eucharistie.

Im allgemeinen herrscht doch unter uns die Auffassung vor, daß es sich bei der heiligen Kommunion um ein rein persönliches Erlebnis handelt, um das Einswerden, die Verbindung unserer Seele mit Christus. Aber wir werden nicht mit ihm allein vereinigt. Eucharistie ist ein Mahl, das Christus mit vielen anderen, ja mit allen hält. Und die Kirche hat im eucharistischen Mahl immer das Symbol ihrer Einheit als geheimnisvoller Leib Christi gesehen. So wie es Paulus meint: "Ist der Kelch, den wir segnen, nicht die Teilnahme am Blute Christi? Ist das Brot, das wir brechen, nicht Teilnahme am Leib Christi? Weil es nur ein Brot ist, sind wir auch nur ein Leib, wir alle sind untereinander Glieder. Wir nehmen ja alle teil an dem einen Leib.' Das eine sakramentale Brot also, das wir essen, der eine Kelch, an dem wir teilhaben, vereint uns zu der Einheit der Kirche und des Volkes Gottes.

Es ist für unser christliches Leben wesentliches Anliegen, daß wir uns dieser auf die Gemeinschaft hingeordneten Bedeutung der Teilnahme am Sakrament des Leibes und Blutes unseres Herrn bewußt bleiben. Wir sollen nicht vergessen, daß wir durch jede sakramentale Vereinigung mit Christus auch aufs neue füreinander verpflichtet werden. Wir empfangen da immer wieder von neuem, so oft wir kommunizieren, die Kraft der Liebe, die uns zu einer brüderlichen Gemeinschaft der Einheit und des Friedens zusammenfügt. Würde aber einer sich dem heiligen Mahl nahen ohne die innere Bereitschaft zur Bruderliebe, so könnte er der Gemeinschaft mit Christus überhaupt nicht teilhaftig werden

Der Jünger, der beim Abendmahl an der Brust

Jesu ruhte, der Evangelist Johannes, schreibt in seinem ersten neutestamentlichen Brief: "Wir wissen, daß wir vom Tod zum Leben gekommen sind, weil wir die Brüder lieben." Ob einer vom seelischen Tod zum gnadenhaften Leben der Verbindung mit Gott gekommen ist, wenn er das Sakrament empfangen hat, das kann ihm zunächst niemand ansehen. Es ist ein rein seelischer Vorgang, ein Erleben des inneren Menschen und darum unseren Augen verborgen. Und doch — so meint Johannes — gibt es ein Kennzeichen dafür, ob einer wirklich der Vereinigung mit Gott teilhaftig geworden ist und das Christusleben in sich trägt. Man kann das ablesen an der Art, wie er sich zu den Mitmenschen verhält. "Wir sind wirklich vom Tod zum Leben gekommen" sagt Johannes und fügt hinzu: "weil wir die Brüder lieben." Das ist in seinen Augen der natürliche Beweis dafür, ob einer das Christusleben in sich trägt: es muß sich in der Bruderliebe kundtun. Darin also, daß man nicht achtlos an den andern vorübergeht, daß man seine Mitmenschen ernst nimmt, für sie Zeit hat und ein offenes Auge und ein mitleidiges Herz für alle ihre Not, daß man sich ihnen verbunden zeigt in brüerlichem Verstehen und hilfreicher Güte.

Wir sind uns alle darüber einig, daß Religion mehr ist als Brüderlichkeit und Nächstenliebe etwa im Sinn des Goethewortes "Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Aber wir wissen auch, daß den Menschen gut sein muß, wer Gott wirklich gefunden hat. "Wo da Liebe und Güte, da ist Gott" heißt es in der Liturgie der Fußwaschung am Gründonnerstag. Aber man kann das Wort auch umkehren und sagen: Wo wirklich Gott ist und echte Vereinigung mit ihm, muß auch Liebe und Güte sichtbar und spürbar werden. Ohne diesen Erweis des praktischen Lebens im Alltag wird alle Frömmigkeit fragwürdig, ja unglaubhaft.

Ein hoher sozialer Lebenswert ist verborgen im Geheimnis von Fronleichnam. Recht verstanden muß jede Teilnahme am eucharistischen Mahl als eine Kraft der Liebe lebendig werden im christlichen Alltag. Mit Christus verbunden, werden wir auch untereinander immer neu Brüder und Schwestern. Das muß sich dann so auswirken, daß es uns im Gedanken an das gemeinsam gefeierte Opfermahl leichter wird, die Forderung des Liebesjüngers ernst zu nehmen, der das große Gebot des Herrn also umschreibt: "Lasset uns lieben, nicht nur in Worten und mit der Zunge, sondern in der Tat und Wahrheit!" Wo einer, der oft zum Tisch des Herrn geht, darin versagt, tut er der christlichen Gemeinschaft einen schlechten Dienst. Pater Lippert hat schon recht: "Ein ganzer Himmel stürzt ein, wenn ein Christ lieblos ist, der heute oder gestern den Herrn der Liebe selbst empfangen hat." Wo aber einer aus der Kraft des Brotes der Liebe das lebendige Beispiel brüderlicher Liebe gibt, baut er in Wahrheit an der Gemeinschaft der Einheit und des Friedens, um welche die Kirche betet am Hochfest ihres kostbaren Gutes. –

Selbstopfer

Daß ich in Deinen Wind mich neigte,
und wie auf schwankendem Halme
die schwere Ähre
ihm gänzlich hingegeben mich zeigte!

Daß alles laute Gelächter
nicht zu mir dränge,
daß ich ganz allein Wächter
in Einsamkeit wäre und Enge!

Daß ich nur Deiner Gnade
Gefäß sein dürfte, ein leeres,
wie ein wartendes Gestade
den kommenden Wogen des Meeres.

Daß ich Dein Leben trüge
in meinem hungrigen Herzen,
daß Dein Pulsschlag in meinem schlüge
und sei's auch mit brennenden Schmerzen.

Daß ich doch stille wäre,
daß ich als schweigendes Kind
vor Dir stünde, Dir zur Ehre,
so wie es Deine Heiligen sind!

A. Hein



GOLD und SILBER habe ich nicht

Durch Wiedergabe des Textes der folgenden Primizpredigt wollen wir den deutschen Pfarrer, Herrn Koloman Moullion, St. Michaelskirche zu Windsor, Ont., ehren. Seit langen Jahren steht Herr Pfarrer Moullion im Dienste der deutschen Seelsorge Canadas. Am 7. Juli konnte er sein Silbernes Priesterjubiläum begehen. Die nun hier folgene Primizpredigt gibt Einblick in das Herz und die Sorgen eines Priesters — in jene Sorgen, die immer auf Christus Gott hinzielen. Das Volk sieht die öffentliche Arbeit seiner Priester. Was es nicht sieht, was nur Gott und der Priester allein kennen, ist des Priesters Herzens stilles Drängen zu Christus dem Herrn. Sünden und Elend des Volkes sind dem Priester auferlegt, daß er sie heilig betend dem Opferlamme übertrage, das er täglich opfert. Ihm legten sich einstens des Bischofs Hände aufs Haupt. Er, der Priester, legt nun täglich beide Hände über die Opfergaben der hl. Messe — und seiner Priesterseele Lieben und Opfern müssen dabei sein. Daß der Priester gerade dieses gerne tut, in Liebe zu Gott und für sein Volk, können wir ihm nie genug danken. Daß er die Gnade erhalte, gerade diesen heiligen Priesterdienst fromm zu verrichten, sei täglich unser Beten.

Mein sehr verehrter Primiziant! Dir ist heute vom Volk der Strauß des Bräutigams an den Arm gebunden worden. Du bist wie zu einem Hochzeitsfest durch die Straßen Deiner Heimatstadt gezogen, um hier noch einmal feierlich zu bekennen das Treuewort, das Du dem Bischof in die Hände gegeben, als er Dich aufgerufen hat und Du geantwortet hast: "Adsum, ich bin da." Ich habe nicht bereut, ich bin nicht umgekehrt, sondern ich vermähle mich feierlich Gott und seinem Volk. Es ist ein Hochzeitstag eigener Art. Mit diesem "Adsum" hat er für ewige Zeiten verzichtet auf eigene Familie, auf eigenen Herd und eigene Kinder und hat sich geweiht wie ein Bräutigam seiner großen, großen Gemeinde, die auf ihn wartet und die Gott für ihn bereitgehalten hat.

Es möchte Dir heute an diesem Tag, da so vieles, Großes und Herrliches durch Deine Seele geht, angesichts der wartenden Augen, die alle, alle etwas von Dir wollen — und es ist das Recht des Christen, von seinem Geistlichen und Priester immer und immer zu fordern — der Mut sinken. Das Volk gibt Vertrauen, Liebe und Freude, und es ist eifersüchtig auf seine Priester, wie es das Recht eines Liebenden ist, eifersüchtig zu sein. Die Eifersucht des Volkes wird, falls Du ihm nicht genug gibst, durch alle Tage Deines Lebens gehen. Du wirst Dich fragen, nachdem es so schwer ist, schon einen einzigen Liebenden zu befriedigen — wir sehen es ja an den gebrochenen und auseinandergehenden Ehen —, da wirst Du Dich heute fragen, was soll ich junger Mensch von 24 Jahren, was soll ich in meiner Armut der Erwartung des Volkes geben? Da kommt aus dem Grabe Deines Vaters eine wunderbare Botschaft; denn er hat Tag für Tag das gleiche gesprochen wie Petrus, als er nach Pfingsten zum erstenmal in den Tempel hinaufschritt: Silber und Gold habe ich nicht, aber was ich habe, das will ich Euch geben. Und hier liegt die Bedeutung des heutigen Tages, der Reichtum eines Primiztages, daß hier ein junger, schwacher Mensch steht und bereit ist, sein armes, schwaches Herz zu verschwenden und zu glauben an das Wort, das über jedem Priester steht wie über der Kirche: Nichts habend, machen sie alle reich

Mein lieber Freund! Wir haben drei Bitten, und Du hast drei Geschenke. Es wurde Dir am Weihetage das große Gebetbuch der Kirche , das heilige Brevier überreicht. Es ist das Kennzeichen des Priesters, wo er geht und steht, daß er ein heiliges Offizium zu erfüllen hat und daß er nicht einschlafen darf, bevor er diese Pflicht des Betens erfüllt hat. Wir Priester würden uns selber aufgeben, wenn wir nicht zuerst ans Beten denken würden.

Mein lieber Freund! Es werden viele Pflichten auf Dich warten, es müssen viele drängende Dinge getan werden, aber vergiß das eine nicht: der Ort ist gesegnet, wo ein heiliger, guter Priester die Anliegen des Volkes zum Himmel trägt und seine eigene Schwachheit aufopfert und den Segen Gottes herniederbringt auf die wartende Menschheit. Du sollst uns schenken Dein Gebet.

Und Dir ist ein zweites anvertraut: das heilige Buch, das Buch der Bücher. Wir haben eben in der Epistel gehört, daß Du auf Menschenweise Gottes Geheimnisse verkünden sollst. Daß Du, der auch noch nicht am Throne Gottes war, ständig Gott verkünden mußt. Sebastian vom Wedding hat in dem nach dem ersten Weltkrieg erschienenen Buch Herwigs die Not des Priesters verkündet, indem er gesagt hat: Wenn ich nur zwei Dinge nicht mehr predigen müßte, wenn ich nicht mehr reden müßte von der Liebe und wenn ich nicht mehr predigen müßte von Gott. Wenn ich auch reden dürfte von den sichtbaren Dingen der Erde, von dem Fortschritt der Technik, von den Wundern der Natur und von den sichtbaren, für das menschliche Herz so selbstverständlichen Dingen. Aber er muß reden von der unsichtbaren Macht Gottes, von der Verpflichtung des Menschen hin zu Gott und von der Verlorenheit des Menschen ohne Gott .

Mein lieber Freund! Es steht

ein Kreis von Priestern an Deinem Altar. Wir wünschen Dir die Kraft des Wortes, und wir wünschen Dir ebenso die Geduld der Ewigkeit, daß Du nie müde wirst, den fruchtbaren Regen der Wahrheit hinunterzuträufeln auf ein Volk, das ausgerüstet ist mit Regenhäuten, um nicht naß zu werden vom Worte Gottes. Es möchte Dir oft ergehen wie Jonas, als er lieber in der Tiefe des Meeres sich verbergen wollte, als hinzugehen auf die Plätze der Stadt, um dort das Notwendigste zu verkünden, die Wahrheit und die Tiefe der Ewigkeit.

Und die dritte Bitte, die wir an Dich richten: Sei uns ein guter Prophet, sei uns ein guter Priester und gib uns das, was nur Du allein uns geben kannst: das ewige Leben, das da ist das Gnadengeschenk Gottes.

Reinhold Schneider hat einmal gesagt: Die heutige Zeit fürchtet sich vor zwei Dingen: vor dem Schmerz und vor der Gnade. Im Grunde ist es die gleiche Furcht, nämlich die Furcht, ein ewiger Mensch zu sein. Gott sei Dank werden wir Priester noch oft und oft aufgesucht. Und, mein lieber Freund, es wird ein Kennzeichen Deiner Priestertätigkeit sein, ob Deine Pfarrhoftüre verschlossen ist oder offen. Es hat das Volk ein von Gott gegebenes Recht, daß es Dir alle Sorgen seines Lebens hinbringt, um sie zu lösen. Du darfst nicht enttäuscht oder überrascht sein, wenn das Volk oft glaubt, es müßte von uns Gold und Silber bekommen und wenn soundsooft die Hoffnung auftaucht, Du müßtest wundertätig werden wie einst unser Herr mit den paar Broten und den paar Fischlein. Du wirst das auch, wenn Du die Not des Volkes auffängst in einem großen Herzen. Dein Vater hat mehrere Kinder aufgezogen, und man kann von ihm nicht behaupten, daß er ein reicher Mann gewesen sei. Er war ein Reicher, weil es keinen größeren Reichtum gibt als Kinder. Und wir empfehlen Dir heute alle Jahrgänge, von den Kindern angefangen bis zu den Kranken, Sterbenden, und vergiß mir nicht diejenigen, die außerhalb der Kirche stehen. Auch ihnen bist Du geschenkt, daß Du ihnen vermittelst das ewige Leben und den siebenfachen Gnadenquell, den Du verwaltest. Es ist Dir nicht geschenkt, und Du bist nicht beauftragt, den Gerichtstag zu halten. Den Gerichtstag hat sich Gott selbst vorbehalten. Der Priester ist nur der Ausspender der Gnade, und je ärmer einer ist, desto mehr mußt Du ihm sein, und vergiß nicht, solange einer atmet, ist einer Gotteskind und Gottesbote, und Du bist der Jäger Gottes, der nachgehen und suchen muß. Wenn schon die Himmel sich freuen über einen bekehrten Sünder, so mußt Du um ihn werben, wie Christus die Kirche und wie ein Liebender den Geliebten umwirbt.

Du bist der Ausspender göttlichen Lebens. Und jeder, der zu Dir kommt, erhält neben der kleinen und großen Gabe immer auch ein Stück ewigen Lebens dazu. Und so bitten wir Dich, in Deiner Armut mache uns reich, bete und lehre uns die Gnaden verteilen, die Dir anvertraut sind. Das katholische Volk aber bitte ich: Laßt uns Priester nicht allein, denn jede Gemeinde bekommt den Priester, den sie sich erbetet und den sie sich verdient hat. In ihrer großen Liebe zum Priester dürfen Sie genaue Augen haben. Wir wissen nur zu genau, wie sehr wir zurückbleiben hinter den Erwartungen des Volkes. Aber wenn Sie und wir segnen zu gleicher Zeit, dann ist die Spur eines guten Priesters genau so wie die Spur einer guten Mutter etwa 80 Jahre in einer Gemeinde zu verfolgen.

Es muß der Glanz dieses Tages Dich durch manche Stunden hindurchretten. Wir bitten heute nicht, daß Du verschont bleibst vor Angst und Sorge. Wir bitten nicht, daß Dir erspart bleibt die Versuchung, und der Teufel wird rütteln an Deinen Türen. Aber wir bitten, daß Dir eine Versuchung erspart bleibe, die Versuchung, in der Du diesen heiligen Augenblick ungeschehen machen wolltest in einem Wunsche: Wenn ich nur nicht . . . Zu Sankt Franziskus kam einmal ein Bauer und hat ihn eine Stunde lang nur betrachtet, und dann stand er auf und fragte: Du bist doch Franziskus? Und dann hat Sankt Franziskus gesprochen: Ja, der bin ich durch Gottes Gnade. Dann kam aus dem Munde eines Unmündigen jene beschwörende Bitte: Dann bleibe der, der du bist und brich die Herzen nicht derer, die an dich glauben. Bleibe Gott und bleibe uns treu. Amen. –

Alter Hymnus

**Stern des Meeres, helle,
Reine Gottes Zelle,
Keuscher Unschuld Quelle,
Reicher Gnadentau!
Feste wohl verschlossen,
Garten gut begossen,
Dem Gottes Blum' entsprossen,
Blüh'nde Himmelsau.**

**Ohne Dornen Rose,
Veilchen in dem Moose,
Birgst in Deinem Schoße
Gottes Süße all!
Mutter Jungfrau Eine,
Gottes Lieb' alleine,
Taube zart und reine,
Ohne bittre Gall!**

**Jungfrau Gott gebärend,
Alles Fehl's entbehrend,
Allen Freud' gewährend,
Aller Engel Licht.
Von der Sonn' umschlungen,
Heldin unbezwungen,
Stets gelobt, besungen,
Gott verläßt Dich nicht.**

**Jungfrau unbefangen
Trittst Du ohne Bangen
Auf das Haupt der Schlangen,
Pflückst des Friedens Reis.
Gottes Aug' Dich schaute,
Gottes Herz Dich traute,
Gottes Hand dich baute,
Aller Himmel Preis.**

**Nie in Schuld verloren,
Ohne Schuld geboren,
Mutter auserkoren,
Deine Lieb mir gib.
Mich von Schud befreie,
Gib des Glaubens Treue
Gib der Sünden Reue,
Gib die heil'ge Lieb.**

**Morgenstern mich lenke,
Deinen Tau mir schenke'
Bitte, und gedenke
Mein bei Jesus Christ.
Sel'ge Himmelstüre,
Deine Gnad' mich ziere,
Daß sie hin mich führe,
Wo du immer bist.**

Der Christ in atheistischer Umwelt

Der gemeinsame Fastenhirtenbrief der Bischöfe und Bischöflichen Kommissare in der Zone ist ein geschichtliches Dokument ähnlich der Enzyklika Pius XI. "Mit brennender Sorge . . .", die den im nationalsozialistischen Reich lebenden Christen Richtung und Weisung gegeben hat. Wir begreifen die erlösende und zugleich bindende Gewalt dieser Worte umso besser, wenn wir uns erinnern, wie wir Christen aufgeatmet haben, als Pius XI. den Bann des Wortes gegen den Nationalsozialismus geschleudert und ihm die Maske abgerissen hat. Wir wollen aber auch daran denken, daß wohl die meisten Märtyrer des Nationalsozialismus unter uns erst nach dem denkwürdigen Jahr 1937 der päpstlichen Enzyklika zum Richtstuhl getreten und als Bekenner ihres Glaubens gestorben sind. Der Kampf, den die Brüder und Schwestern in der Zone zu tragen haben, soll auch unser Kampf sein. Wenn wir ihn jetzt nicht zu einem guten Ende führen, könnte er uns eines Tages aufgezwungen werden. Wir veröffentlichen den Wortlaut des Dokuments in seinen wesentlichen Punkten.

"Ihr lebt in einer sozialistischen Umwelt. Wir wollen in diesem Hirtenbrief nicht von der Gesellschaftslehre des Sozialismus sprechen, sondern uns gleich seiner weltanschaulichen Seite zuwenden. Die schwerste Belastung des gläubigen Christen besteht darin, daß der Sozialismus eine weltanschauliche Grundlage hat, die mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar ist, nämlich den dialektischen Materialismus. Der dialektische Materialismus lehnt grundsätzlich jede Religion ab, da sie "wahrer Wissenschaftlichkeit" angeblich widerspreche und den gesellschaftlichen Fortschritt hemme. Nun wird aber, gerade in letzter Zeit, mit wachsendem Druck darauf hingearbeitet, daß der dialektische Materialismus das gesamte Leben der Gesellschaft und auch des Einzelnen durchdringen müsse.

Qualvolle Fragen

Aus dieser Forderung eines sozialistischen Lebens wachsen Euch täglich schwere Gewissensnöte und Gewissensentscheidungen. Wir nennen einige solcher qualvollen Fragen:

Dürft Ihr schweigen, wenn die Kirche, der christliche Glaube, in Schule, Betrieb und Versammlung verleumdet wird?

Dürfen Eltern zusehen, wenn ihre Kinder um des Glaubens willen in der Schule zurückgesetzt und verspottet werden?

Könnt ihr die sozialistischen Riten, z. B. Jugendweihe, sozialistische Namensgebung, sozialistische Trauung, mitmachen, um schwere Nachteile von Euch abzuwenden?

Dürft Ihr Resolutionen und Verpflichtungen unterschreiben, die gegen Euer christliches Gewissen sind?

Dürft Ihr die Propaganda des Atheismus unterstützen?

Könnt Ihr einen Beruf wählen, in dem Ihr nach den vorliegenden Erfahrungen nicht als Christen leben könnt?

Dürft Ihr Euch dazu hergeben, gegen andere Spitzeldienste zu leisten?

Dürft Ihr Euch von politischen Gruppen, die sich "christlich" nennen, gegen die Hirten der Kirche beeinflussen lassen?

Die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen ist dadurch belastet, daß mit ihr oft schwere und schwerste Nachteile für den Einzelnen und seine Familie verbunden sind. So steht Ihr letztlich vor der entscheidungsvollen Frage: Hat der Christ überhaupt noch eine Möglichkeit, in dieser Umwelt als Christ zu wirken? Findet er eine Aufgabe die sein Leben innerlich erfüllt?

Bewährung des Christen

Wir können Euch nicht auf jede Frage eine Antwort geben; dazu ist das Leben zu vielgestaltig. Aber einige Grundsätze wollen wir Euch nennen, die Euch helfen, den rechten Weg zu finden.

Seht Euer Christenleben in der Nachfolge des Gekreuzigten! Alle folgenden Ratschläge haben nur dann Sinn, wenn Ihr fest entschlossen seid, Jünger des Gekreuzigten zu sein. Es gibt kein Christenleben ohne Opfer und Verzicht, schon gar nicht in der Welt, die Euch umgibt. Die Kirche kann Euch nicht sagen, wie Ihr ohne Schwierigkeiten und Nachteile durchkommt; sie zeigt Euch aber, wie Ihr mit "gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben" (1. Tim. 1:6) Euren Weg zur ewigen Herrlichkeit gehen könnt. Es gibt Worte der Hl. Schrift, die ständig in Eurem Herzen widerklingen sollen, um Euer Leben zu prägen. "Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" (Mt. 16:26). Oder laßt Euch erinnern an den kühnen Satz des Römerbriefes: "Wer wird uns trennen können von der Liebe Christi? Not oder Drangsal, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr oder Henkersschwert? . . . Nichts in der Welt wird uns zu trennen vermögen von der Liebe Gottes, die ist in Jesus Christus, unserem Herrn!" (Röm. 8: 34,39).

Bekennt Euch klar zu Christus und zu Seiner Kirche! Manchmal suchen gläubige Christen Ausflüchte, um so der Entscheidung zu entgehen. Die anderen nehmen dann solche Ausflucht als Zeichen der Schwäche oder eines beginnenden Nachgebens und lassen Euch erst recht nicht in Ruhe. Ihr kommt nur in eine noch schwierigere Lage und werdet der Entscheidung doch nicht entrinnen. Oft ist es das Beste, gleich eindeutig zu sagen: "Ich bin katholisch, ich kann das nicht tun."

Verweigert jedes Bekenntnis zur atheistischen Weltanschauung des Sozialismus! Dem klaren Ja zu

Christus entspreche ein klares Nein zum Materialismus. Laßt Euch nicht durch beruhigende Reden beirren! In der Frage der sozialistischen Riten haben wir wiederholt zu Euch gesprochen. So bekräftigen wir auch diesmal den Satz unseres letztjährigen Fastenhirtenbriefes: "Kein katholischer Christ kann die sozialistische Namenskundgebung, die sozialistische Jugendweihe, die sozialistische Trauung, die sozialistische Beerdigung oder ähnliche antikirchliche Feiern vollziehen, ohne seinen heiligen Glauben zu verleugnen. Zwischen dem Glauben an Gott und dem Bekenntnis zur Gottlosigkeit gibt es keinen Kompromiß." Verweigert auch alle Versprechungen dieser Art, wenn Ihr etwa beim Schuleintritt Eurer Kinder oder auch im Betrieb Euch verpflichten sollt, die atheistischen Ersatzriten in Eurer Familie durchzuführen!

Tretet stets ein für Glaube und Recht, wo Ihr könnt, und schweigt niemals aus Menschenfurcht! Gewiß könnt Ihr nicht jedesmal Eure Stimme erheben, wenn Unrecht geschieht oder Kirche und Glaube geschmäht werden. Ihr müßt sorgsam überlegen, ob Ihr das rechte Wort sagen könnt und ob ein offenes Wort sinnvoll ist. Leider aber wird oft auch dann geschwiegen, wenn man reden könnte und reden müßte. Gerade zum Schutz der Kinder, die in der Schule um ihres Glaubens willen benachteiligt werden, sollten sich unsere Eltern mutig und klug einsetzen.

Wirkt nicht unmittelbar und ausdrücklich bei Handlungen mit, die gegen das christliche Gewissen sind! Vieles könnt Ihr nicht verhindern, was andere gegen Gottes Gebot tun, und oft wird das, was Ihr selbst in rechter Absicht tut, zu unerlaubten Zwecken mißbraucht. Bewahrt Euch in allem den klaren Blick für Recht und Unrecht! Prüft im Einzelnen, wie weit Ihr gehen dürft! Wenn z. B. die Ausübung eines Berufes ohne Abkehr von der Kirche oder ohne eine unchristliche Lebenshaltung nicht möglich ist, dann müssen wir Euch schweren Herzens raten, lieber auf einen solchen Beruf zu verzichten.

Seid vorsichtig gegen allen Mißbrauch des Christentums! Ihr erlebt immer wieder, daß Gruppen, die sich "christlich" nennen, durch Versammlungen oder Aktionen Euch in Eurer klaren Haltung unsicher machen und Euch von den Hirten der Kirche lösen wollen. Haltet Euch von diesen Versuchen ganz zurück!

Sendung des Christen

Stellt Eure Sache auf den Herrn! In allen Ländern der öffentlich geförderten Gottlosigkeit machen wir die tröstliche Erfahrung: Der Gottesglaube läßt sich nicht ausrotten. Wenn auch viele unsicher werden, so wird bei anderen — auch in der Jugend — die Sehnsucht nach der Antwort und dem Halt dar Religion umso stärker. Da in dieser Zeit der Bewährung manche von uns den drei Jünglingen im Feuerofen gleichen, so laßt uns auch, ihnen gleich, unseren Herrn umso lauter preisen. Man sagt, die Religion sei überholt und schade den Menschen. Des Christen Sendung ist es, zu zeigen, was der Mensch mit Gott vermag. Ohne Gott verkümmert der Mensch im Tiefsten.

Stärkt die Kraft der Familie! Je mehr die Vermassung und die Gottlosigkeit Euch bedrohen, umso mehr muß die Familie ein Hort der Menschlichkeit und des Glaubens werden. Durch das Schulgesetz vom 2. 12. 1959 kann der Zugriff einer gottlosen Schule auf Eure Kinder noch schärfer werden, und für die Glaubensunterweisung droht eine neue Gefahr. Zudem liegt in der Linie des Gesetzes das Bestreben, das Recht der Eltern einzuengen. Wir Bischöfe hielten es deshalb für unsere Pflicht, im Namen der Familien, der Eltern und Schulkinder gegen dieses Gesetz Einspruch zu erheben. Die Familie ist heute die wichtigste Glaubens- und Lebensschule für die Kinder, und Ihr Eltern seid ihnen die erstverantwortlichen, unersetzlichen Seelsorger und Religionslehrer. Wenn aber jemand aus Eurer Familie von Ungeist und Gottlosigkeit angesteckt wird, dann umfangt ihn mit geduldiger, helfender Liebe!

Aus dieser Schau der Familie und bei dem harten Zugriff der Umwelt sollen unsere *Seelsorgsgemeinden* ein warmes, familienhaftes Gepräge erhalten, um allen, den Familien, der ringenden Jugend, besonders auch den Alleinstehenden, Halt und Geborgenheit zu geben!

Tuet Gutes allen! In der heutigen industrialisierten Gesellschaft sind überall die Beziehungen von Mensch zu Mensch gefährdet, besonders aber dort, wo noch dazu weltanschaulicher Druck auf den Menschen liegt. Die Menschen gehen nur allzu oft kalt und mißtrauisch aneinander vorüber. Doch sehnt sich der Mensch gerade in solch frostiger Umwelt nach einem verständnisvollen, stärkenden Wort und sucht die gütige Hand des Bruders. Zeigt diese Liebe gerade jenen, die irren und Gott ablehnen! Ihr Herz ist leer und gespalten, es hungert nach Glück und Liebe, auch wenn sie vielleicht selbstsichere und harte Reden gegen Euch führen. Gerade sie brauchen Eure Liebe.

Heiligt Eure Berufsarbeit! Unsere Zeit ist ein Zeitalter hochwertiger rastloser Arbeit. Dabei erlebt gerade Ihr, wie die Arbeit vergötzt und zum letzten Ziel des Menschen gemacht wird, dabei aber den Menschen als schweres, drückendes Joch im Nacken liegt. In diese heutige Welt der Arbeit seid Ihr als Christen gesandt. Wenn man heute so viel von "sozialistischer Arbeit" spricht, so weiß der Christ aus der Schau seines Glaubens um die soziale Verantwortung der Arbeit. Ihr arbeitet als Jünger des kreuztragenden Herrn. Die Fron der Arbeit, die manchmal so drückend sein kann, wird dem Christen tragbar durch die Verbindung mit dem gekreuzigten Herrn, durch seinen regelmäßigen Gang zum Opferaltar.

Das Leben in unserer Umwelt ist für uns nicht blindes Schicksal, mag es oft auch bitter sein, sondern liebender Ruf des Herrn an uns alle. (KNA)

**Wie dieses gebrochene Brot,
einst zerstreut auf den Bergen,
gesammelt wurde,
um ein einziges Brot zu werden,
so versammle auch Deine Kirche
von den Enden der Erde
in Dein Königreich.**

Aus der "Didache", eucharistische Gebete der Urkirche.

Der Anruf aus dem Nichts

Erzählung eines nächtlichen Abenteuers

Von Lorenz Mack

Gerade in jenem Augenblick, als der Arzt Dr. Walter zu Bett gehen wollte, erreichte ihn der Anruf. Das Telefon im Vorzimmer klingelte. Er nahm den Hörer ab und meldete sich. Am anderen Ende der Leitung hörte er ein ersticktes Keuchen. Dort rang jemand um Atem. Dann meldete sich die brüchige Stimme eines Mannes. "Sie müssen sofort kommen, Doktor", keuchte er, "sofort!"

"Wohin, wohin soll ich kommen?"

"Nach Glensenbach, Brückenstraße 5."

"Da müssen Sie meinen Kollegen Dr. Brinkmann in Glesenbach anrufen, er ist . . ."

Der andere unterbrach ihn. "Das habe ich bereits getan, er ist nicht zu Hause."

"Um was handelt es sich denn?"

"Unfall oder Verbrechen, ich weiß es nicht, Doktor. Ich fand Frau Volf vor dem Bett über und über voll Blut, leblos, wie tot. Eine Schußwunde . . ."

"Haben Sie die Polizei verständigt?"

"Polizei", wiederholte der andere, "ob ich die Polizei verständigt habe?"

"Gut", sagte Dr. Walter, "ich komme gleich. Können Sie mich wo erwarten? Wer sind Sie, wie ist Ihr Name?"

Am anderen Ende der Leitung knackte es. Der Teilnehmer hatte den Hörer aufgelegt.

Es meldete sich niemand mehr. Der Arzt hielt noch einen Augenblick inne und starrte den Hörer in seiner Hand an, dann schlüpfte er in seine Kleider, warf die nötigen Instrumente in die Ledertasche, löschte das Licht und verschloß sein Haus.

Er schloß das Gartentor und balancierte den Wagen auf die Straße. Der Scheibenwischer surrte, unter den Rädern sprühten Wasserlachen nach links und rechts. Er fuhr vorsichtig den Wiesenweg entlang bis zur Waldstraße, die nach Glesenbach führte. Als er nach der Uhr sah, war es kurz vor Mitternacht. In zwanzig Minuten konnte er da sein. Sauwetter, fluchte er, gähnte und schaltete das Radio ein. Tanzmusik klang auf.

Als er mit seinen Gedanken allein war, stand mitten auf der Straße im Scheinwerferkegel ein Mann und schwenkte seinen Arm in der Luft. Der Arzt drosselte die Geschwindigkeit und fuhr auf ihn zu. Verrückt, sagte er, welcher Idiot läuft bei solch einem Wetter allein durch den Wald. Er kurbelte die Scheibe herunter. Der Mann trat an den Wagen heran. Er war vollkommen durchnäßt und trug einen kleinen Koffer bei sich: "Können Sie mich wohl ein Stück mitnehmen?" sagte er und öffnete die Tür.

"Wo wollen Sie hin?" fragte Dr. Walter ungeduldig.

"Nach Glesenbach", sagte der andere und stieg ein. Er tat es wie selbstverständlich und wartete eine weitere Antwort gar nicht ab.

Dr. Walter vergewisserte sich, daß die Tür geschlossen war, dann fuhr er wortlos an. Da sagte der andere, ohne sein Gesicht zu wenden: "Sie sind Dr. Walter, nicht wahr.

"Ja", sagte er, "woher kenne ich Sie?"

Aus dem Telefonbuch", erwiderte der Mann und zerrte mit einer Hand ein Hosenbein hoch. "Halten Sie an", befahl er.

"Ich habe keine Zeit", sagte der Arzt, "ich werde dringend benötigt."

Bevor der andere noch etwas erwidern konnte, wurde die Tanzmusik im Radio jäh für eine Durchsage unterbrochen:

Achtung, Achtung! Die Polizeidirektion bittet uns um folgende dringende Verlautbarung: In den heutigen frühen Abendstunden wurde auf das Bankhaus Schlüter &Co. ein frecher Raubüberfall verübt. Ein Maskierter drang kurz vor Geschäftsschluß in den Kassenraum der Bank ein, hielt die beiden Beamten mit einer Pistole in Schach und raffte die auf dem Tisch in Säcken gebündelten Banknoten an sich. Obwohl er auf seiner Flucht einen Teil der Beute verlor, fielen dem Täter 600 000 DM in die Hände. Er konnte unerkannt entkommen. Personenbeschreibung: Der Täter ist 1,80 m groß, schlank und trug während des Überfalls ein dunkles Jackett und eine braune Schnürsamthose. Er dürfte durch einen Schuß des ihn verfolgenden Polizeibeamten am rechten Bein verletzt sein. Alle Bewohner der Randgemeinden werden gewarnt und ersucht, Fremde, auf welche diese Beschreibung paßt, sofort der Polizeidieststelle zu melden. Der Täter trägt eine geladene Pistole bei sich.

Die Musik setzte wieder ein. Der Mann hatte in der Zwischenzeit seine Hose hochgekrempelt. Er hielt dem Arzt nun das Bein hin, und mit einer Bewegung nach dem Radio sagte er: "Diese Burschen haben mir jede Erklärung erspart. Also los, tun Sie es schon." Dr. Walter hielt den Wagen an. Das Bein des Mannes war über und über voll Blut. Über dem Knie zeichnete sich eine Schußwunde ab. Der Arzt erstarrte. "Ich muß nach Glesenbach", erwiderte er, und die Zunge versagte ihm fast den Dienst, "es geht auf Leben und Tod."

"Bei mir auch", sagte der Mann.

"Wir sind in wenigen Minuten da, ich könnte Sie dort . . ."

"Sie sollen es hier tun", beharrte der Fremde und zog seine Pistole aus der Tasche, "es gibt keine verblutende Frau in der Brückenstraße in Glesenbach, diese Frau Volf bin ich!"

"So", sagte Dr. Walter und schaltete den Apparat aus. Die Musik erstarb.

"Ja, so!" erwiderte der andere und biß die Zähne zusammen.

Dr. Walter besah sich die Wunde. Er schaltete das Deckenlicht ein und legte den Sitz um. "Lehnen Sie sich zurück", sagte er, "legen Sie Ihr Bein hierher und stecken Sie Ihre blödsinnige Pistole weg."

Der Mann gehorchte, die Waffe behielt er jedoch in der Hand. "So ist es mir lieber", sagte er, "Sie verstehen schon."

Der Arzt zuckte mit der Schulter, öffnete seine Tasche, reinigte die Wunde und legte dem Mann einen Notverband an. Der Verletzte gab keinen Ton von sich. Dr. Walter zeigte mit dem Kinn nach dem Koffer zwischen den Beinen des Mannes. "Und da ist wohl das Geld, nicht wahr, 600 000 DM von Schlüter & Co."

Der andere zeigte grinsend seine weißen Zähne. "Irrtum, mein Lieber", sagte er, "es sind genau 780 000 Mark. Es reicht für die nächsten zehn Jahre. Nun werde auch ich einmal in weichen Betten schlafen, mir das Frühstück servieren lassen, seidene Hemden tragen und stinkfeinen Sekt saufen. Ich habe mein ganzes Leben davon geträumt, nun ist es soweit.

"Wohl noch nicht ganz", sagte Dr. Walter, "Sie hören, man sucht Sie bereits."

Der andere spuckte aus. "Na und?" lächelte er verächtlich. "Die kriegen mich nicht. Sie werden mich jetzt mit Ihrem Wagen bis an die Grenze bringen. In zwei Stunden bin ich im Ausland untergetaucht, ich habe alles vorbereitet, es kann nichts mehr schiefgehen."

"So", sagte Dr. Walter und schloß seine Tasche, "Sie haben sich also auch das mit mir zurechtgelegt und glauben, ich bringe Sie nun noch an die Grenze."

"Natürlich", nickte der Mann und versuchte wieder, die Hose hinunterzustreifen, "Sie müssen es tun. Obwohl Sie mir wegen dieses Verbandes sympathisch sind, würde ich Sie doch über den Haufen knallen, wenn Sie mich an meinem Plan hinderten."

"Natürlich", sagte der Arzt ruhig, "aber ein Mord ist doch etwas anders als ein Einbruch, nicht?"

Der andere schnippt verächtlich mit dem Finger. "Pah", sagte er. "Sie mißverstehen mich, es geht hier gar nicht um mich."

"Sondern?"

"Ein paar Kilometer von hier ringt ein Kind mit dem Tod, ich muß hin, sofort."

Der Mann kniff die Augen zusammen und drückte den Pistolenlauf gegen Dr. Walters Brust.

"Erzählen Sie keine Märchen", sagte er, "fahren Sie schon los, vorwärts!"

"Ich bin Arzt, mein Lieber, mich schreckt ihre Kanone ganz und gar nicht, und ich fürchte weder Diebe, Einbrecher noch Mörder, sondern mein Freund ist einzig und allein der Tod. Den bekämpfe ich, und deshalb ist ein flüchtender Dieb für mich nichts, gar nichts, und ein krankes, an

---

Wenn der nächste Papst ein Schwarzer wäre . . .

Papst Johannes hat soeben sieben Prälaten zu neuen Kardinälen erhoben. Kronprinzen der Kirche nennt man die Kardinäle. Unter diesen neuen Pupurträgern befinden sich auch ein Schwarzer und zwei Gelbe. "Il papa é un uomo in gamba" (der Papst ist doch ein toller Mann), war die einhellige Meinung des Mannes von der Straße. Gerade im rechten Augenblick, jenseits aller Rassenideologien, hat der Papst durch die Ernennung farbiger Kardinäle erneut die Universalität der Weltkirche unterstrichen.

Beim Tode eines Papstes treten die Kardinäle zu einem Konklave zusammen und wählen aus ihren Reihen den neuen Papst. Gewiß, Papst Johannes XXIII. erfreut sich bester Gesundheit und es mag unehrerbietig erscheinen, schon jetzt über seinen Nachfolger nachzudenken. Dennoch erscheint die neue Perspektive interessant genug, daß der nächste Papst auch durchaus ein Schwarzer sein könnte.

Die Aussicht auf einen künftigen farbigen Papst ist in der katholischen — allumfassenden — Kirche durchaus nicht neu. Ein Blick in das Papstregister besagt, daß bereits fünf Nachfolger auf dem Stuhle Petri, wenn man den Gegenpapst Dioscurus aus Alexandria vom Jahre 530 noch mitzählt, von anderer als weißer Hautfarbe waren. Es war dies der Syrer Anicetus (155–166) und die Afrikaner Victor I. (189 bis 199), Melchiades (311–314) und Gelasius I. (492–496). Seit den Kaisern bei der Papstwahl ein Vetorecht eingeräumt wurde, haben allerdings keine farbigen Päpste mehr den Stuhl Petri bestiegen.

Aber wie wäre es heute? Allein das Gremium der Kardinäle in seiner Gesamtheit wählt durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes den neuen Papst. Auch hier gilt das Wort Christi: Der Geist weht, wo er will. So wäre es durchaus möglich, daß ein neuer Papst ein Farbiger sein könnte. Kirchenrechtlich ist der "Fall" überhaupt nicht der Erwähnung wert befunden. Es bestehen also keine Rassenprobleme, wie die letzten Päpste immer wieder betont haben. Am bekanntesten wurde dazu die Enzyklika Pius' XI. "Mit brennender Sorge" und die Weihnachtsansprache Pius' XII. aus dem Jahre 1942.

"Der Geist weht, wo er will", sagt auch der katholische Schriftsteller François Mauriac anläßlich der letzten Papstwahl. "Ein Amerikaner, ein Chinese oder ein Afrikaner könnten Papst werden. Die Katholiken würden sein Geburtsland in dem Augenblick vergessen, in dem er den Stuhl Petri besteigt. Für sie wäre er dann nur noch der Stellvertreter Christi auf Erden. Gewiß, es hat Jahrhunderte gedauert, um jenen Typus des Papstes hervorzubringen, der sofort nach seiner Krönung seine Abstammung vergißt . . . Aber heute würde ein Papst aus irgendeinem Land ohne Anstrengung sofort der Vater der gesamten Christenheit werden, frei von jedem Nationalismus und von jedem Rassenstolz." Soweit der französische Schriftsteller.

So dürfen wir neben vielen anderen Gründen — die gewiß wichtiger sind — auch aus dieser Sicht stolz sein auf unsere eine weltumfassende katholische Kirche, die als einzige Macht der Welt keinen Rassenstolz hat. Eines nur ist wichtig: der Glaube. – nn

der Seele reines Kind alles, verstehen Sie."

Er startete den Wagen, fuhr an und versuchte, auf der schmalen Straße zu wenden. Der Mann mit der Pistole wurde unsicher. Er umklammerte mit seinen Beinen den Koffer und näherte den Finger dem Pistolenabzug.

Dr. Walter näherte sein Gesicht der verwaschenen Windschutzscheibe. Er kurvte vor und zurück und tat, als sei der andere gar nicht da. Dieser umklammerte das Volant. "Hören Sie nicht, was ich sage!" schrie er und schlug dem Arzt mit dem Pistolenknauf auf die Finger. Dr. Walter betrachtete seine Hand. "Natürlich höre ich, aber es bleibt dabei. Ich will nicht, daß Sie ein Mörder werden."

"Papperlapapp", sagte der Mann, "Sie wollen mich hereinlegen."

"Irrtum, mein Bester, Sie und Ihr Koffer da sind mir ganz und gar gleichgültig. Wenn Sie es nicht glauben, können Sie sich ja von der Richtigkeit überzeugen."

Der andere überlegt einen Augenblick. "Wo soll das sein?" fragte er, "wo ist das Kind?"

Der Arzt hatte nun seinen Wagen gewendet. "In Lustenau", sagte er und gab Gas.

"In Ordnung", knurrte der Mann, "von dort bis zur Grenze ist es ebensoweit wie von Glesenbach. Gnade Ihnen aber Gott, wenn es eine Fabel ist. Wie lange werden Sie dort aufgehalten?"

Dr. Walter zuckte mit den Schultern. Er konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Straße.

"Ich bleibe im Wagen und warte zehn Minuten", drohte der Mann. "Wenn Sie bis dahin nicht zurück sind, hole ich Sie und Sie bringen mich zur Grenze, so wahr ich Tom Butler heiße."

Er befühlte sein Bein und verzog das Gesicht. Dr. Walter bog von der Straße in einen Wiesenweg ab. Was mach ich nur, überlegte er. Das mit dem Kind ist eine Finte. Wohl gab es in Lustenau eine kleine Patientin mit einer harmlosen Grippe. Aber sie war längst auf dem Weg der Besserung, und er hatte seine Hausbesuche vor einer Woche eingestellt.

"Sind wir nicht bald da", fragte der Mann und starrte den Arzt mißtrauisch an.

"Gleich dort vorne", sagte Dr. Walter, und er hörte sein Herz laut und erregt bis in den Hals schlagen. Der andere stützte sich auf seinen Koffer, entsicherte die Waffe und näherte sein Gesicht der Windschutzscheibe. Der Wagen fuhr um eine Scheune herum. Hundert Meter davon stand das Haus. Dr. Walter drosselte die Geschwindigkeit und schloß einen Augenblick die Augen. Als er sie öffnete, trat er mit einem Ruck auf die Bremsen. Das Haus war hell erleuchtet. Irgend etwas war nicht in Ordnung, er fühlte es sofort. Der andere ließ ihn nicht aus den Augen. Dr. Walter beugte sich nach seiner Tasche und stieg aus.

"Zehn Minuten", sagte der Mann mit der Pistole und klopfte mit dem Finger auf seine Uhr. Der Arzt schritt erregt durch den Regen auf das Haus zu. In der Tür stand die Mutter des Kindes. Sie starrte den Arzt wie ein Gespenst an, ihr Gesicht war von Tränen und Angst verzerrt. "Herr Doktor, Herr Doktor", stammelte sie und rang verzweifelt die Hän-

Fürbitten für die Heimatvertriebenen

Allmächtiger, ewiger Gott, Schöpfer des Menschengeschlechtes, Herr aller Völker und Vater der Menschen, wir flehen zu dir für die Vertriebenen und Heimatlosen in aller Welt:

... Daß du dich in deiner väterlichen Liebe der Vertriebenen und Verjagten in aller Welt annehmen und ihres Elends erbarmen wollest:

Daß du durch den Heiligen Geist die Herzen aller Menschen für die Not öffnen und sie zu wahrer Hilfe anregen wollest:

Daß du allen Heimatlosen in unseren Gemeinden eine neue Heimat schenken wollest:

Daß du auch uns füreinander den Blick der Liebe, das rechte Wort und die helfende Tat geben wollest:

Daß du unsere Kinder und Jugendlichen in den Lagern und Baracken durch deine heiligen Engel vor sittlicher Gefährdung bewahren wollest:

Daß du auf die Fürbitte der Trösterin der Betrübten den Müttern in ihren Ängsten und Sorgen um das Wohl der Familie beistehen wollest:

Daß du die Väter, die getrennt von der Familie leben müssen, in ihrer Treue stärken und in der Geduld festigen wollest:

Daß du die aus ihrem Vaterland Verjagten vor Verbitterung und politischem Radikalismus bewahren wollest:

Daß du aus den Herzen der Verantwortlichen und Regierenden Haß und Unduldsamkeit verbannen und sie zu Verständigung und Frieden führen wollest:

Daß du die Hilfe der Christen an den Heimatlosen als Zeichen ihrer Liebe auch unter den heidnischen Völkern leuchten lassen wollest:

Daß du auf die Fürbitte der Friedenskönigin Maria alle Völker der Erde zur Anerkennung der milden Herrschaft Jesu Christi und damit zu Frieden und Ordnung führen wollest:

Lasset uns beten: Herr Jesus Christus, der du nichts hattest, laß uns alle erkennen, daß wir nur Pilger und Fremdlinge sind auf dieser Erde, und laß unser Auge weder durch den Besitz irdischer Güter geblendet noch durch den Verlust getrübt werden. Dann werden wir die ewigen Güter nicht verlieren und aufgnommen werden in die ewige Gemeinschaft mit der du mit dem Vater und dem Heiligen Geiste lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

de, “wie ist das möglich!”

“Was meinen Sie?”

“Gerade lief mein Mann los, um Sie zu holen. Er kann noch nicht weit sein, und Sie sind schon da! Sie schickt der Himmel!”

“Ist mit dem Kind . . .” fragte er und ging hastig durch den Flur die Treppen hinauf in das Zimmer des Kindes.

“Ja”, meinte sie, “ja, seit einer Stunde, sie bekommt keine Luft, sie erstickt uns.”

Der Arzt stieß die Tür auf und trat an das Bett. In Sekunden hatte er die Situation erfaßt: Das Gesicht des Kindes war schweißbedeckt, Lähmungserscheinungen hatten eingesetzt, es rang verzweifelt nach Luft. Er überlegte blitzschnell.

“Wer ist noch im Hause?” fragte er.

Sie schüttelte verzweifelt den Kopf. “Niemand”, sagte sie und starrte ihn entsetzt an, “niemand, Herr Doktor.”

“‘Gut. Bereiten Sie sofort auf dem Rücksitz meines Wagens aus Polstern und Decken ein Lager”, sagte er und eilte mit großen Schritten aus dem Zimmer, “sie muß sofort ins Krankenhaus.”

Unten riß er die Tür des Wagens auf und sah in eine Pistolenmündung: “Los, rasch”, sagte er, “steigen Sie aus, schnell.”

Der andere sah ihn verblüfft an: “Hören Sie nicht”, schrie Dr. Walter, “steigen Sie aus, sofort, sonst stirbt das Kind!” Sein Gesicht war bleich und entschlossen. Der Mann im Wagen rührte sich nicht. “Was soll ich”, sagte er mißtrauisch. Da packte ihn der Arzt beim Rock und zerrte ihn vom Sitz.

Der Mann folgte hinkend und widerwillig, ohne die Waffe aus der Hand zu legen. Als er ins Zimmer trat, gab der Arzt dem Kind bereits eine Injektion. Er wendete nicht den Kopf und rief ihm über die Schulter zu: “Hierher, schnell zum Kopfende!”

Der andere trat zögernd näher. Der Arzt ließ ihm keine Zeit, wand ihm die Pistole aus der Hand und warf sie auf den Tisch. Dann nahm er seine Hände und preßte sie auf die röchelnde Brust des Kindes. “Hier, immer so, immer so”, sagte er und knetete mit seinen und des Fremden Händen den schmalen Brustkorb. Der Mann gehorchte ohne Widerrede. Er sah das kleine, schmale und durchsichtige Gesicht des Kindes und knetete die erlahmten Muskeln. Die Frau raffte Decken und Polster zusammen und lief weinend aus dem Zimmer. Der Arzt schloß die Tasche. “Es geht um Minuten”, sagte er. “Die Kleine muß sofort in die Stadt, sonst stirbt sie uns unter den Händen.”

Die Bewegungen des Mannes erlahmten einen Augenblick.

“Weiter, weiter”, sagte der Arzt sofort, “die Wiederbelebungsversuche dürfen keine Sekunde aussetzen. Ich werde fahren, und Sie werden ihr den Atem in die Lungen pressen.”

“Ich”, sagte der andere und starrte erschrocken den Arzt an, “ich kann doch nicht in die Stadt”, sagte er.

“Das Leben des Kindes liegt in Ihrer Hand”, erwiderte der Arzt und sah ihn an.

“Da ist doch auch noch die Frau” wendete der Mann ein.

Eine Mutter kann das nicht”, sagte der Arzt, “vorwärts, schlagen Sie die Decke um sie und tragen Sie sie hinter mir her.” Ohne einen Einwand abzuwarten, ging er aus dem Zimmer. Der Mann stand ratlos da. Er sah immerzu in das reine armselige Gesicht des Kindes. Unten sprang der Motor an. Da nahm er das Kind auf seine Arme, steckte die Pistole in die Tasche und lief durch den Regen. auf den Wagen zu. Sie betteten wortlos die Kleine auf den Rücksitz, der Mann nahm ihren Kopf in den Schoß und knetete ihren Brustkorb. Die Mutter glitt auf den Sitz neben dem Arzt und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Der Wagen fuhr an. Der Mann am Rücksitz sah nur den kleinen, zuckenden Körper in seinen Händen und vergaß einen Augenblick seinen Koffer und sich selbst.

“Immer gleichmäßig, gleichmäßig”, sagte der Arzt und starrte dabei in die regengepeitschte Nacht hinaus.

Und der Mann knetete weiter, zehn Minuten, zwanzig, dreißig Minuten. Seine Arme ermüdeten, die Muskeln schmerzten und die Zunge lag ihm fast unbeweglich im ausgetrockneten Mund. Dann fiel seine Pistole zu Boden. Sie war ihm aus der Tasche gefallen. Der Arzt beobachtete ihn durch den Rückspiegel.

“Wollen Sie sie nicht aufheben”, sagte er. Der Mann tat, als höre er nichts und trat mit dem Fuß auf die Waffe. Da setzte wieder das kleine Herz aus und es blieb still, eine, zwei drei Sekunden. Seine Augen wurden starr, der Schweiß lief ihm in den Mund und seine müden Hände bewegten sich krampfhaft: schlage, bitte schlage wieder, flehte er still zu sich selbst und neigte sein Gesicht über den kleinen Körper. Er schloß erschöpft die Augen. Da war das kleine Herz wieder da, zaghaft, ruckartig begann es. Der Mann lächelte leicht. Er hob den Kopf und sah das Licht von Straßenlaternen. Links und rechts liefen Gesteige und standen die ersten Häuser der Stadt. Nun rast der Wagen dahin. Der Mann am Rücksitz wußte nichts mehr von einem Bankhaus Schlüter & Co. und einer Grenze, für ihn gab es nur mehr das Kind unter seinen Händen. Er verwunderte sich darüber nicht und verspürte keine Angst um sich selbst, sondern er sagte immer nur dasselbe vor sich hin: schlage, bitte schlage, schlage, und seine Hände pumpten Leben.

Mit einem Ruck hielt der Wagen. Der Arzt sprang heraus, schlug die Decken um das Kind und sagte: “Verschwinden Sie!” Er lief, von der Mutter gefolgt, durch den Regen und verschwand hinter der breiten Glastür. Der Mann mit der Pistole saß da und betrachtete seine Hände. Es war ihm, als schlüge ein kleines Herz zwischen seinen Fingern. Er lächelte und streckte ächzend seine Beine aus. Da lag die Waffe am Boden und grinste ihn an. Er starrte auf sie, hob den Fuß und stieß die Pistole hinaus. Der Arzt kam zurück.

“Was nun?” fragte der Mann. Seine Augen waren geweitet.

“Was in unserer Macht stand, haben wir getan, das weitere liegt woanders”, sagte der Arzt . Dann meinte er: “Nun bringe ich Sie zur Grenze” und ließ den Motor anspringen.

Der Mann saß regungslos. Er starrte auf seine geöffneten Hände und sagte: “Ist nicht nötig, ich

(Schluß auf nächster Seite)

Die "neue Gemeinschaft"

Von Bernhard Hanssler

Das hier Folgende sollten wir vorsichtig und besinnlich lesen. Wir leben in einer Welt, wo sich jeder entscheiden muss, auf welchem Feld der Weltanschauung er zu stehen habe. Unsere katholische Presse darf nicht nur unterhalten, sie muss — und das ist ihre besondere Aufgabe — b e l e h r e n. Und der katholische Leser darf nicht nur nach Unterhaltung suchen, er muss sich zu schulen suchen. Er muss sich durch sein katholisches Blatt zum Nachdenken leiten lassen, damit ihm katholisches Urteil komme.

Es wird heute viel vom Kollektivismus als einem in gewissem Umfang unvermeidbaren Schicksal der Zukunft gesprochen. Man erinnere sich nur an ein so berühmtes Buch wie Orwells "1984" oder an den entsprechenden Film. Wenn auch nur die Hälfte von dem allem eintritt, wissen wir, was uns blüht. Der Mensch der Zukunft wird der genormte Mensch sein. Den meisten von uns schaudert vor diesen Möglichkeiten, einige aber, vor allem die Wortführer des Kommunismus, kennen keinen glühenderen Wunsch, als daß diese genormte Welt heraufkomme, daß die Partei den Menschen überwinde. Bert Brecht, der doch eine große dichterische Begabung war, hatte den Geschmack, ein Gedicht zu schreiben "Lob der Partei". Vielleicht hat ihn nur die Zwangsapparatur des Kollektivs getrieben, mit einem solchen Text seinen Namen zu belasten, und gar nicht der Geschmack, schon überhaupt nicht der gute Geschmack. In dem Gedicht heißt es:

> Der Einzelne hat zwei Augen,
> Die Partei hat viele Augen . . .
> Der Einzelne hat seine Stunde,
> Aber die Partei hat viele Stunden.
> Der Einzelne kann vernichtet werden,
> Aber die Partei kann nicht vernichtet werden . . .

Daß das ein Gedicht ist, erkennt man hauptsächlich an der Anordnung der Zeilen. Aber das ist ja nicht das schlimmste. Das schlimmste ist doch, daß hier so schamlos der Einzelne in seiner Ohnmacht und Überflüssigkeit verhöhnt wird und die Partei, also das Kollektiv, als eine Art überirdisches und ewiges Wesen erscheint. Man möchte meinen, nach solcher Lektüre verginge einem das Gelüst nach der totalitären Form des Kollektivs. Aber wo ist ein Entrinnen? Ist ein Zurück in den Individualismus ein Ausweg? Dieses Zurück gibt es nicht mehr. Nicht nur weil die Geschichte immer vorwärts läuft und noch nicht ein einziges Mal rückwärts gelaufen ist, sondern weil die Parolen des Individualismus in der neuen unentrinnbaren Lage des Menschen geradezu hilflos und vorgestrig wirken. Denn ganz praktisch gefragt, um die berühmte Losung des Individualismus zu erwähnen: wo gibt es denn heute noch die Menschen, die meinen, höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit? Man muß fürchten, es gibt sie nicht mehr. Die meisten nämlich wissen mit dem Begriff der Persönlichkeit überhaupt nichts mehr anzufangen. Und *wenn* sie noch Persönlichkeit wären im Sinn des 19. Jahrhunderts, also sogenannte Individualitäten, dann könnte man immer noch mit Fug bezweifeln, ob sie sehr glücklich wären. Denn das du-lose "Individuum" ist womöglich das unglücklichste aller Wesen, weil es nichts weiß von dem wirklichen Glück, das sich wahrscheinlich nur demjenigen gewährt, der im bewußten Opfer, nämlich in der Überwindung der Ichhaftigkeit, sich dem göttlichen und menschlichen Du zuwendet. "Höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit" — wie lange muß das schon her sein, daß man diese Sprache sprach und verstand. Wir

---

Schluß von Seite 13

habe mir das anders überlegt."

Der Arzt wendete sich um und sah den Mann mit der Pistole offen an: "Und?" fragte er.

Der andere stieg aus, kam langsam um den Wagen herum und nahm den Koffer an sich. Der Regen sprühte ihm ins Gesicht. Er zeigte seine weißen Zähne: "In einer Stunde öffnet die Bank", sagte er, "ich bringe das Geld zurück und stelle mich."

"Und das weiche Bett, der Sekt, und die seidenen Hemden?"

Der Mann spuckte aus. "Es war ein dummes Gerede", sagte er, "es wird immer welche geben, die das nicht haben können", wendete sich und ging. Vor der Pistole blieb er stehen, hob den Fuß und trat sie in den Boden hinein. Er drehte sich noch einmal um und zeigte mit dem Kopf nach der Glastür. "Und grüßen Sie die Kleine . . ." sagte er. Der Arzt nickte und hob seinen Arm. Der Mann ohne Pistole jedoch öffnete die Hand und fing damit ein paar Tropfen Regen ab. Mit diesen in der geschlossenen Faust begann er hinkend auszuschreiten und nahm den Weg mitten in die große Stadt hinein. –

jedenfalls, ich meine jetzt die Mehrzahl der heute lebenden Menschen, sind unendlich weit entfernt von diesem Denken.

Zwischen Individualismus und Kollektivismus

Eine andere Frage ist es nebenbei, ob unsere heutige offizielle Bildungsidee und Bildungswirklichkeit schon jene versunkene Welt verlassen hat und ob sie aufgeholt hat, um den heutigen Menschen aus seinen heutigen Voraussetzungen zu bilden. Denn das vor bald 150 Jahren verbindlich formulierte Bildungsideal, ganz dem Zeitalter des Individualismus entsprechend, lautete ja: allseitige Ausbildung aller Anlagen der Persönlichkeit. Und kein Wort von der sozialen Wirklichkeit und der Verantwortung des Individuums ihr gegenüber.

Wir fürchten den Kollektivismus, der vor uns liegt, und wir vermögen nichts mehr anzufangen mit dem Individualismus, der hinter uns liegt. Die Losung kann also nur heißen: Weder Individualismus noch Kollektivismus. Aber was dann? Als Christen fühlen wir uns keinem der beiden Systeme nahe, am wenigsten natürlich dem der Vergangenheit angehörigen Individualismus. Denn auch die Kirchengeschichte hat nur eine Bewegungsrichtung: die nach vorn. Nun vorn, geschichtlich vor uns liegt der Kollektivismus. Mit diesem aber gibt es keine christliche Koexistenz, weder in einer faktischen Form noch vollends in seiner programmatischen kommunistischen Form. Er will den Individualismus als eine Entartung überwinden, aber er tut es durch die letzte und böseste Erniedrigung des einzelnen und schafft erst keine Gemeinschaft, sondern nur deren höllisches Zerrbild, das Kollektiv. Gemeinschaft jedoch ist ein letzter Sinn jeder Menschenlehre, jeder Sittenlehre, jeder Gesellschaftstheorie, und zwar nicht nur, weil ohne sie das Gemeinwohl bedroht ist, sondern weil ohne sie der Mensch verdirbt, dessen personales Wesen ja auf Gemeinschaft hin angelegt ist, nur in der Gemeinschaft sich entfaltet und insofern gewissermaßen die Gemeinschaft zu seiner Voraussetzung hat. Absoluter Individualismus und radikaler Kollektivismus sind beide Male falsche Systeme, und beide aus demselben Grund: weil sie die volle Idee der Person nicht besitzen. Sie sind daher nur scheinbare Gegensätze. Vielleicht nämlich ergeben lauter Individuen, also lauter du-lose einzelne, auf sehr direktem Wege das Kollektiv!

Die Irrtümer beider Systeme, sagten wir eben, rühren daher, daß sie den Vollbegriff der Person nicht haben. Und nun muß man ja weiterfragen: warum haben sie ihn nicht? Damit kommen wir auf die fundamentale Frage und auf die letzte Wurzel vieler unheilvoller Entwicklungen in der neueren Geschichte, die sich in

Gebet um den rechten Geist

**Herr, Gott, Vater!
Unser aller Vater du,
Dein Antlitz suche ich!
Kleinglaube lastet auf meiner Seele,
Lähmt meine Schritte,
Trübt mein Auge,
Dämpft mein Gehör.
Kleinglaube lähmt auch meine Zunge, die du geschaffen,
Damit sie dich lobe
Und laut deine Taten verkünde.
O Herr, du weißt, die Not ist groß,
Denn wie ein Mal brennt mir dein Ruf in meiner Seele;
Dein Ruf, für den Dienst in der Welt!
So öffne die Ohren mir,
Daß ich den Schrei meines Bruders vernehme,
Daß meine Zunge sich löse
Und im gläubigen Vertrauen auf deine Allmacht hin
Gnade auf Gnade für ihn erflehe.
Dunkelheit herrscht ja überall,
Wo dein göttliches Wort im Herzen der Menschen verstummt.
Daß dein Wille geschehe,
Sei mein einzig Verlangen,
Und die Gewalt dieses Verlangens bezwinge mein Herz!
Die Menschen sollen nicht sagen:
"Sieh', ein Blinder will uns führen
Und ein Stummer will uns künden,
Einem Tauben sollen wir unsere Not klagen?"
Flink wie ein Wiesel sind meine Füße,
Wenn eigenes Wollen sie beflügelt,
Doch in den Fußstapfen wachsen die Disteln,
Und niemand könnte sprechen:
"Sieh' hier, einen Weg, der ins Freie führt!"
Wenn mich die Sorge doch verzehrte
Für meinen Bruder nebenan, daß meine Lippen
Aufgeschmolzen würden, wie würde sich
Mein Schrei mit seinem mischen!
Doch nicht mein Schrei,
Dein Sohn!
Sein Schrei am Kreuz,
Der alle Himmel sprengte,
Der würde sich erneut durch meinen Mund
Den Weg zum Himmel bahnen
Und dein Erbarmen kennte keine Grenzen.
So laß mich, Herr nicht länger wie ein Klotz
Auf deinen Wegen liegen,
Ein Stein zum Stolpern!
Nein, nimm mich auf um deines Namens willen!
Löse meine Zunge und setz' meinen Fuß
Auf freie Bahn. Amen.**

E. St.

folgender These zusammenfassen lassen: wer nicht mehr Idee und Wirklichkeit *Gottes* besitzt, verliert mit Notwendigkeit Idee und Wirklichkeit der *Person*. Es ist nun eben so, daß der Mensch Person ist, weil er Gottes Ebenbild ist, Gottes Ebenbild, der seinerseits das absolute Personenleben ist in Selbstbesitz und Freiheit und innergöttlichem Lebensaustausch des dreifaltigen Wesens. Hier ist einer der Fälle, wo man mit Händen greifen kann, daß der Unglaube Geschichte macht, genauso wie auch der Glaube Geschichte macht. Eine vergessene, entschwundene, verratene Wahrheit ist nicht nur ein Irrtum des Denkens, sondern begründet einen Fehler des Handelns.

Idee der Person

Einer dieser Denkfehler, der das personale Leben zersetzen half, ist wahrscheinlich der Gedanke der Gleichheit innerhalb des Revolutionsprogramms von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — wenn man einmal eine solche Ketzerei gegen die geheiligten Dogmen des modernen demokratischen Denkens wagen darf. So berechtigt die Gleichheitsforderung in ihrem ursprünglichen Sinn war, nämlich als Rechtsgleichheit, so sicher ist, daß diese Idee sich seitdem immer mehr im Sinne allgemeiner Nivellierung ausgewirkt hat. Entwickeltes Personenleben ist zweifellos Prinzip dauernder und buntester Ungleichheit. Darum ist eben die Gleichheitsforderung, wie sie in neueren Zeiten verstanden wird, der Todfeind der Idee der Person. Person heißt schließlich vor allem unverwechselbare Einmaligkeit, während das Individuum, das sich ja wesentlich in einem Emanzipationsprozeß begründet, ursprünglich einen nur negativen Inhalt hat und vor allem nicht das Schicksal der den Menschen so stark ausformenden und prägenden mitmenschlichen Verbundenheit annimmt. Die reichen Nuancen des Individuellen sind im Vergleich zum personal liebenden Menschen nur ästhetische Floskeln.

Noch einmal: wie wird man Person. Man wird es nur, indem man vor Gott steht und von Gott sich stellen läßt. Man wird es also vor allem in den Akten des Gebetes, die ein Standhalten sind vor Gott, und in den Akten der Buße, in denen man erst recht sich Gott stellt mit allen biographischen Details des eigenen Lebens, in der mutigen Bereitschaft, überall dort, wo man sein personales Sein verfehlt hat, mit neuem Ernst zu seiner Verwirklichung anzusetzen.

Das Christentum entsendet also die vollentfaltete, innerlich rüstige Person in den Raum der Gesellschaft. Dadurch korrigiert es den Individualismus, indem es den Individualisten zwingt, personal aufzuholen und dadurch begegnungsfähig zu werden. Dadurch korrigiert es aber auch den Kollektivismus, indem es dem Masseteilchen zumutet, sich aus der Anonymität der Masse zu lösen und ein Mensch selbständigen Urteils, selbständiger Entscheidung und selbständigen Freiheitsgebrauches zu werden.

Das ist die Form, wie der Glaube, der wesentlich eine heilende Kraft ist, sich an der modernen Gesellschaft und ihren sehr ernsten Problemen bewährt. Vor allem muß man klar sehen, daß das Christentum keiner der beiden Lehren ausschließlich oder auch nur bevorzugt verbunden ist. Wenn man nun einmal in einem etwas vergröbernden Verfahren die gesellschaftlichen Gruppen einsetzt, die die geschichtlichen Träger beider Systeme sind, also das Bürgertum für den Individualismus, den Sozialismus für den Kollektivismus, so zeigt sich, daß die Kirche beiden gegenüber eine echte Mission in Anspruch nimmt. Ob sie wirksam wird, hängt von der Empfänglichkeit dieser Trägerschichten für die Botschaft des Glaubens ab. Heute kann kein ehrlicher Mann mehr behaupten, das Christentum stehe auf seiten des Bürgertums und stelle sich damit gegen den jüngsten Stand unserer Gesellschaft, gegen die Arbeiterschaft. Es gibt zu viele überzeugende Bemühungen und zum Teil heroische Bemühungen im kirchlichen Raum um die Seele der Arbeiterschaft. Wenn deren politische Vertretung den konkreten Nachweis erbringt, daß sie die alten Vorurteile gegen die Kirche ablegt, gibt es überhaupt keine Schwierigkeit echter Bewegung. Aber natürlich dürfen das nicht taktische Beteuerungen sein. Vielmehr heißt "Vorurteile gegen die Kirche ablegen", sich offenzuhalten für die Botschaft des Reiches Gottes, die eine Botschaft der Verheißung ist, aber nicht minder eine Botschaft der unbedingtesten Forderung .Wenn wir auch keinerlei Anlaß haben, den Kollektivismus totalitärer Art herbeizuwünschen, so sind wir uns doch

---

In einer Stunde am Fuße des Kreuzes habe ich mehr gelernt als aus allen Büchern.

Das Leiden Christi gehört uns derart an, als ob wir es selbst verbracht hätten. Hl. Thomas von Aquin

---

Es gibt wohl nichts Innigeres als die Liebe der Gnadenvollen. So weit ist die Seele, wie die Liebe der Seele reicht. Mariens Seele war die Weite selber. Umschloss ihr Innerstes doch Gott, den Ozean des Lebens. Die Liebe des gläubigen und erlösten Menschen ist keine bloss seelische Kraft, sie ist vielmehr das Ergriffensein von Gottes Liebesstrom Wer aber war so von Gott ergriffen und von Gottes Liebe verwandelt wie die Gottesbraut?

Julius Tyciak

darüber klar, daß der Kollektivismus als Faktum längst Wirklichkeit geworden ist. Aber um so wichtiger wird es, innerhalb dieser Gegebenheiten der modernen Gesellschaft die Idee der Person neu zur Geltung zu bringen, weil nur so eine menschenwürdige und menschengemäße Form der Gesellschaft zu verwirklichen ist. Das bedeutet, daß die Menschen nicht nivellert werden dürfen, sondern daß sie in allen Bezügen ihrer Existenz und ihrer Funktion personal zur Entfaltung zu bringen sind. Wirtschaftsordnung, Arbeitsordnung, Eigentumsordnung, Sozialordnung müssen so verfaßt werden, daß darin der Mensch jeweils in seiner Eigentümlichkeit zur Entwicklung kommt, statt daß diese Eigentümlichkeit verschliffen und ausgelöscht wird. Immer steht Person zu Person in Anruf und Begegnung. Auch die Arbeit ist eine Weise mitmenschlicher Verbundenheit, und diesen ihren Charakter gilt es wieder sichtbar zu machen. Sie ist das Hand-in-Hand von Personen.

Wir können das Schreckensgespenst des Kollektivismus überhaupt nicht bannen, wenn wir es nicht dadurch tun, daß wir aus den Masseteilchen des Kollektivs wieder Menschen machen. Und wir können aus ihnen nur dufähige und gemeinschaftsfähige Menschen machen, also unverkrüppelte Personen, wenn wir sie wieder fromm machen, fromm in dem großen Sinn, daß sie lernen, vor Gott zu stehen und in der Wesenszwiesprache mit Gott so zu erstarken, daß sie nicht hoffnungslos zermalmt und zermahlen werden zwischen den Kiefern des Kollektivs. Wer weiß, vielleicht erfüllt sich die überraschende Anschauung eines sehr klugen Franzosen, der über die neuen Daseinsbedingungen des Menschen im Massenzeitalter nachgedacht hat und zu dem Ergebnis kam: im Zeitalter der Masse wird das Zeitalter der Person anbrechen. –

Es wird zu den Beschämungen der Verdammten gehören, zu sehen, daß sie durch ihre eigene Vernunft verdammt sind, durch die sie sich angemaßt haben, die christliche Religion zu verdammen. **Pascal**

Alle Farben

Der größte Teil der 13 Seminaristen, denen am Gründonnerstag Papst Johannes die Füße gewaschen hat, müßte in der Südafrikanischen Union in der Absonderung leben, weil ihre Farbe nicht weiß ist, sondern schwarz oder doch dunkel. Mitten in die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen um die Rassentrennungspolitik der südafrikanischen Regierungspartei, die neuerdings neben dem Tod zahlreicher Schwarzer auch ein Attentat auf den Regierungschef gezeugt hat, setzte der Heilige Vater ein Zeichen.

Es kommt darauf an, daß die Welt die stumme, aber beredte Sprache dieses Zeichens versteht: Alle Menschen sind gleichen Wertes, heißt dieses Zeichen, alle sind Brüder in Christo. Wie Christus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat, so wäscht auch sein Stellvertreter auf Erden Jüngern Christi die Füße. Und es ist völlig unerheblich, ob diese Jünger schwarzer oder anderer Hautfarbe sind, es sind Christen. Und vor Gott ist kein Christ ein besserer Christ, weil er ein weißer Christ ist. Und vor Gott ist kein Christ ein schlechterer Christ, weil er ein schwarzer Christ ist.

Daran erweist sich, wie weit sich Menschen von der Lehre Christi entfernt haben müssen, die den Rassenhochmut zur Grundlage einer Politik machen, die den Schwarzen zum Menschen zweiter oder dritter Klasse degradiert. Kürzlich haben die Anglikaner in Südafrika den Niederländisch-Reformierten schwere Vorwürfe gemacht, berechtigte Vorwürfe. Christen, so sagen die Anglikaner, können unmöglich die Politik der Rassendiskriminierung unterstützen. Die niederländisch-reformierte Kirche müsse endlich klarstellen, daß sie mit der Politik der südafrikanischen Regierung, deren bedeutendste Vertreter ihrer Religionsgemeinschaft angehören, nicht einverstanden ist. Tue sie das nicht, so habe sie keinen Anspruch mehr, zu den christlichen Religionen gerechnet zu werden.

Das ist sehr scharf, aber nicht unlogisch formuliert. In ganz Afrika, so sagten die Anglikaner, ja in der ganzen Welt, werde die christliche Lehre unglaubwürdig, wenn Angehörige einer Religionsgemeinschaft, die sich christlich nennt, eine solche Rassenpolitik zumindest stillschweigend billigten. Hier wird aufgezeigt, daß ein widerchristliches Verhalten von Christen heute weltweite Folgen haben muß.

Die katholische Kirche Südafrikas hat sich in diesen Religionsstreit nicht eingemischt. Ihre Haltung aber war von Anfang an klar. Sie hat durch ihre Bischöfe immer wieder die Rassentrennung verurteilt und damit die dortige Regierungspolitik ins Unrecht gesetzt.

Aber das Zeichen des Papstes war nicht nur ein Wink nach Südafrika, sondern ein Zeichen für die Welt und eine stumme, aber eindringliche Predigt für die Brüderlichkeit aller Menschen in dieser Welt, eine Mahnung für alle Politik und an alle Politiker, die Menschen unterschiedslos als Kinder Gottes zu erkennen, anzuerkennen und zu behandeln. **IK**

Aus der katholischen Welt

Vatikan – Kirche nimmt Aufgaben der Zeit wahr. — Während Papst Johannes XXIII. in der Predigt zur Heiligsprechung des italienischen Kardinals Barbarigo auf die Bemühungen des neuen Heiligen um die Wiedervereinigung der lateinischen und der griechischen Kirche nicht ausdrücklich hingewiesen hat, stellte Kardinal Urbani, der Patriarch von Venedig, diesen Aspekt des Lebens des neuen Heiligen in den Mittelpunkt einer Huldigungsadresse für den Heiligen Vater. Während einer Audienz für die zur Heiligsprechung nach Rom gekommenen Pilger aus Bergamo und Venedig sprach der Patriarch die Hoffnung aus, der heilige Barbarigo, "der sich so sehr um die Rückkehr der getrennten Brüder bemühte", möge beim bevorstehenden Konzil Fürsprecher sein, auf daß der Papst endlich auch die entfernten Brüder umarmen könne. In seiner Antwort erwähnte Johannes XXIII. erneut das pastorale Wirken des heiligen Gregor Barbarigo und seine Arbeit für die Erneuerung der Seminarien und des Katechismusunterrichts und warnte dann vor "Kritikern aus dem Stegreif, die der Kirche neue Wege zeigen möchten." Die Kirche schreite bei der Ausübung ihrer göttlichen Mission geduldig und langmütig voran und habe noch in jeder Epoche sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt.

Grußbotschaft des Papstdelegaten zum Weltkongreß "Der hohe Auftrag, im Namen Seiner Heiligkeit, Papst Johannes' XXIII., am Eucharistischen Weltkongreß in München teilzunehmen und den Heiligen Vater dort persönlich zu vertreten, bedeutet mir eine große Freude. Erwartungsvoll sehe ich den Feierlichkeiten dieser 'statio orbis' entgegen und bitte Gott den Vater, er möge gewähren, daß Christus im Sakrament des Altars seinen Brüdern den Frieden bringe zum Heil und für das Leben der Welt." Dieses Grußtelegramm übermittelte Kurienkardinal Gustav Testa, der Päpstliche Legat für den Eucharistischen Weltkongreß in München, dem Generalsekretariat des Eucharistischen Weltkongresses. Der Kardinallegat wird am Sonntag, den 31. Juli, in München eintreffen und auf dem Marienplatz von Vertretern der Stadt und des Staates begrüßt werden. Bei diesem Festakt wird auch die Päpstliche Bulle verlesen. Dann wird Kardinal Testa die "statio orbis catholici" auf dem Festplatz (Theresienwiese) offiziell eröffnen. Außerdem wird er das Pontifikalamt am Schlußtag des Kongresses (7. August) zelebrieren und dabei eine Predigt in deutscher Sprache halten.

Reliquien des Völkerapostels Paulus nach Malta — Der Papst hat dem Wunsch von Erzbischof Gronzi von Malta stattgegeben und die Ermächtigung erteilt, daß eine Reliquie des Apostels Paulus — die Kette mit der der Heilige gefesselt war — zur 1900-Jahr-Feier der Strandung des Völkerapostels auf der Insel Malta nach Valetta gebracht wird. Kardinal Muench, der zum Papstlegaten bestellt worden ist, wird die Kette am 20. Juli nach der Insel bringen.

Deutschland – Monatlich noch 30 000 Suchanträge — Nach den caritativen Suchdienstzentralen, die 1947 in Heimatortskarteien umgewandelt wurden, gehen heute noch monatlich 25 000 bis 30 000 Suchanträge ein. Nach Mitteilung des Deutschen Caritasverbandes sind seit 1945 bei diesen Suchstellen insgesamt neun Millionen Suchanträge nach vermißten Angehörigen und Heimatvertriebenen gestellt worden. In rund 5,7 Millionen Suchfällen ist es gelungen, Aufklärung über das Schicksal der Gesuchten zu geben.

50 Stunden Religionsunterricht jährlich — Für die Bistümer Mainz, Trier, Speyer und Limburg sind neue Mindestlehrpläne zur Straffung des katholischen Religionsunterrichts an höheren Schulen erarbeitet worden. In Rheinland-Pfalz sind sie bereits in Kraft getreten. In Hessen wird ihre Verwirklichung angestrebt. Die Pläne sehen eine Mindestzahl von 50 Religionsstunden jährlich vor. Erstmalig wird der Unterricht in biblischer Geschichte und Katechismus kombiniert. Außerdem ist eine Verbindung zwischen Religionsunterricht und Liturgie des Kirchenjahres hergestellt.

Nur christliche Entwicklungshilfe verhütet Chaos — Der Missionsbischof auf Neuguinea, der Apostolische Vikar Schilling, sprach zu dem Ausbildungskurs für Entwicklungshilfe, der sich gegenwärtig auf dem Klausenhof für den Einsatz in den Entwicklungsländern vorbereitet. Die Bewohner von Neuguinea, sagte der Bischof, müßten in wenigen Jahren den Übergang von der Steinzeit zur Moderne vollziehen, um in der Zukunft überleben zu können. Die Bedeutung der Entwicklungshilfe aus den Reihen der KLJB bestünde darin, daß "nur eine festgefügte, erlösende Religion, wie sie das Christentum darstellt, in der Lage ist, diesen Übergang zur modernen Zeit und zu modernen Wirtschaftsmethoden nicht im Chaos enden zu lassen."

Sowjetrußland – Mutiger Brief einer sowjetischen Lehrerin — Die Lehrerzeitung, das Organ des sowjetischen Unterrichtsministeriums, veröffentlichte kürzlich Auszüge aus dem Brief der Lehrerin Sjasewa, die gegen das atheistische Erziehungssystem in der Sowjetunion protestierte. Die Lehrerin wagte die Einsendung, nachdem sie in den Ruhestand getreten war. In ihrem Brief heißt es unter anderem: "Vor kurzem habe ich in Zeitungen darüber gelesen, daß einige Personen mit der Religion gebrochen haben. Warum kann ich nicht etwas darüber schreiben, und in der Zeitung drucken lassen, warum ich zum Christentum kam, wie und auf Grund welcher Motive ich begann, an Gott zu glauben? Ich habe die Philosophie Indiens gründlich durchgearbeitet, ich habe das Evangelium durchgearbeitet. Und als Ergebnis davon kam ich zu dem Schluß, daß nur die Religion, der Glaube an Christus, dem menschlichen Leben einen Sinn, der menschlichen Seele Wärme und Licht gibt." Das Leben sei zweifellos aufgeblüht, schreibt die Lehrerin weiter. "Aber diese Blüten sind giftig, sie sind verdorben durch Sünde . . . Die Kinder werden ohne Religion erzogen, das heißt ohne Sittlichkeit. Man braucht nur die großen russischen Pädagogen zu lesen, und es wird einem klar, daß man ohne Glauben an Gott nicht richtig erziehen kann."

Afrika – Mißbrauch des Gotteswortes in Ghana. – Der Erzbischof von Cape Coast (Ghana), Porter, rief seine Gläubigen in einem Hirtenbrief zur Sühne auf für den Mißbrauch des Gottesnamens und der Heiligen Schrift, den sich Ghanas Presse in der letzten Zeit geleistet hatte. Überraschend häuften sich in Ghanas Regierungszeitungen die biblischen Ausdrücke für ihren Regierungschef. An Nkrumahs Ferienbetrachtungen anknüpfend, stellten ihn die Zeitungen als "betrachtend in der Wüste" dar, feierten ihn als den "zweiten Moses" und nannten ihn den "Messias", der 2000 Jahre "christlichen Pharisäertums" herausfordere. Ein Bild, das den Regierungschef in Betrachtungspose darstellte, wurde als "Verklärung bezeichnet.

Die Binde for den Augen

Er hatte in der Schlacht das Augenlicht verloren, und keiner wollte ihm die Wahrheit sagen

Von Peter Dörfler

Den Lenzensbauers Sohn war in der großen Vogesenschlacht von einer Franzosenkugel getroffen worden. Sie schlug am linken Augapfel ein, fuhr durch das Nasenbein und war grausam genug, auch den Stern des rechten Auges auszulöschen. Sepp verlor sofort das Bewußtsein und erwachte in einem Spital, ohne zu wissen, was mit ihm geschehen sei. Er fühlte stechende Schmerzen im Gesicht, tastete um sich und spürte eine Binde, die seinen ganzen Kopf umhüllte und nur den Mund und etwas von der Nase freiließ. Eine Stimme redete ihn an: "Seien Sie ruhig, vor ihnen steht der Arzt, und hier ist die Krankenschwester. Haben Sie einen Wunsch?"

Sepp besann sich eine Weile, dann fragte er: "Was hab ich denn?" Was fehlt mir denn?" Er konnte nicht sehen, wie die Schwester an seinem Bett mit Angstblick auf den Arzt schaute und wie dieser mit unendlichem Erbarmen auf seinen Kranken niederblickte. Er hörte nur, wie der Arzt sagte: "Sie haben, mein Lieber . . ., Sie haben einen Kopfschuß."

"Ja, das merk ich", sprach der Soldat, "er muß schon rechte Sprüng haben, weil ihr ihn so eingeschachtelt habt."

Drauf zwang sich sein Mund mühsam zu einem Lächeln. Der Sepp war wohl nie zimperlich gewesen, und es kam ihm offenbar auf ein paar Schrammen und Knochenbrüche nicht gerade an. Darum fügte er ein oft gehörtes Scherzwort ein! "Wegen dem Kopf", sagte er, "wißt, das ist bei mir nicht gefährlich, denn da hat es keinen edlen Teil verletzt."

"Ihr seid ein tapferer Mann", bewunderte die Schwester. "Ja freilich", sagte Sepp, ein wenig geringschätzig, "wir sind nicht umsonst die bayrischen Löwen."

Der Arzt hatte viel Arbeit, denn in dem weiten Saal, in dem Sepp lag, litten noch viele schwerverletzte Krieger, deren Wunden auf neue Verbände warteten. Als der bayrische Löwe merkte, daß ihn Schwester und Arzt verließen, da winkte er sie zurück und sagte: "Könnt ihr mir dies Bandzeug da nicht richten, daß ich ein bißchen sehen könnt? Ich möcht doch auch wissen, wo ich bin."

Wieder traf den Arzt der Angstblick der Schwester, der etwa sagen mochte: "Wollen Sie ihm das jetzt schon offenbaren?" Aber der Arzt tröstet mit ruhiger Stimme: "Sie müssen die Binde schon tragen, wie sie ist, wenigstens acht Tage. Dann vielleicht. Nun, wir werden schon sehen, Sie müssen sich in Geduld fassen und schön folgsam sein."

"Jawohl, Herr Doktor."

Und Sepp gab sich zufrieden. Der Arzt erneuerte den Verband in der folgenden Zeit wiederholt. Das Gesicht des Kranken war so wund und zerrissen, daß dieser nicht unterscheiden konnte: saß der größere Schmerz in der Stirn oder an den Backenknochen, ihm war, als sei alles eine Wunde und eine Geschwulst. Und doch ließ er sich nichts anmerken, sondern leistete sich gelegentlich noch einen Scherz: "Seh ich denn noch nit bald raus? So ein Geschwollener wie ich bin! Das hätt ich mir doch nit getraut." Oder: "Aber jetzt wird mirs bald zu eng in meiner Arche, ich möcht gern aussteigen und einen Regenbogen sehen"

Sepp war bald der Liebling des ganzen Saales. Von seinen Leidensgenossen waren viele furchtbar verstümmelt. Dem einen fehlten die Arme, bei anderen tat ein Lungenflügel nicht mehr mit. Jeder hatte zu seufzen und mit sich zu tun. Aber wenn der Arzt an Sepps Lager hintrat, dann wandten sich alle Augen mit einem seltsamen Blick dorthin. Und sie bekamen alle Herzklopfen vor dem entsetzlichen Augenblick, der über kurz oder lang kommen mußte. Denn jedesmal kehrte die gleiche Bitte wieder, und jedesmal dringlicher und ungeduldiger: "Nehmt mir doch die Binde von den Augen! Ich möcht halt meine Kameraden sehen, mit denen ich rede, und die Sonne und den Himmel, weiß und blau, wie's im Lied heißt, das wir immer gesungen haben."

Der Arzt streichelte dem Bittenden über das allmählich länger werdende Kraushaar, tätschelte ihn wie ein Kind und tröstete: "Sepp, hab noch acht Tage Geduld! Weißt, der Kopf ist eben ein edler Teil, auch bei dir, Sepp! In so einem Kopf steckt allerlei feines Werkzeug, das heikel zu kurieren ist. Da gibt's nicht nur Heu und Stroh, wie dir dein Feldwebel vorgemacht hat, sondern zum Beispiel Augen, und die sind sehr heikel. Und eine Gehirnhautentzündung ist im Handumdrehen da, so geschwind wie eine Franzosenkugel. Also, mein Freund, acht Tage Geduld."

Aber endlich spürte Sepp gar keine Schmerzen mehr. Er klopfte mit der Faust gegen die Stirn und überprüfte mit fest zugreifenden Fingern durch die Binde hindurch Nase, Augen und Wangen. "Alles kerngesund!" triumphierte er.

Dann nahmen sie ihm die Binde von den Augen. Keiner im weiten Saal wagte zu atmen, eine peinvolle Stille lag um Sepp, so daß er erstaunt aufhorchte. Die Binde war weg, er aber saß immer noch harrend im Bett und wartete auf die Befreiung. Endlich flehte er wieder: "Aber, Herr Doktor, tun Sie mir die Binde halt doch weg, ich bitt' mit aufgehobenen Händen!" Er legte die kraftvollen Finger ineinander und war anzusehen wie ein betendes Kind.

Durch den Saal ging ein Flüstern und Knistern. Die Einarmigen und die Männer ohne Fuß und Bein weinten um ihren Kameraden.

Der Arzt, der in den letzten Tagen Elend ohne Ende gesehen hatte, würgte und schluckte, und endlich sprach er, indes seine feste Hand das junge Kriegerantlitz streichelte und liebkoste, stoßweise: "Sepp, weißt, die Binde, die ich wegtun konnte, hab ich wohl weggetan. Aber die andere, die kann ich dir nicht wegtun. Das kann der liebe Herrgott einmal. Sie haben dir die Augen . . . gelt, du bist schon brav und schön tapfer . . . die Augen ausgeschossen . . . deine lieben Sternlein sind erblindet."

Sepp fuhr mit seinen beiden Händen unter seine Brauen und griff umher, als wollte er von da etwas wegziehen. Dann neigte er sich vor, wie einer, der in weiter Ferne etwas erspähen will, krampfte die Stirnfalten zusammen, riß die versengten Augenlider auf und machte die unsagbarsten Anstrengungen, um die Finternis zu durchbrechen. Es war anzusehen, wie wenn einer an eisernen Ketten zerrt und sie nicht zu zerreißen vermag.

Endlich mußte er erkennen, daß es ihm nicht gelingen werde, die Binde der Blindheit wegzuschaffen. Er sank machtlos in seine Kissen zurück und lag wie in tiefer Ohnmacht regungslos auf seinem Bett. Von allen Seiten klang es: "Sepp, Sepp!" Der eine rief es weinend, der andere wie ein Vater, der seinen Sohn aus der Verzweiflung aufrufen will. Allen fehlten Worte des Trostes, nur in dem Ton, in dem sie riefen, lockten und schmeichelten, lag ihr Erbarmen, ihr Mahnen, Helfen und Bitten. Nach einigen Augenblikken war es wieder ganz still im Saal.

Auf einmal richtete sich Sepp auf und sagte hochaufatmend und feierlich: "In Gottes Namen! Die Sonn geht unter, die Sonn geht wieder auf. Meine Sonn ist jetzt halt's ewige Licht! Werd's wohl erwarten können."

Da kniete der Arzt am Bett des Soldaten nieder und faßte seine Hände. —

So hat Sepp den fürchterlichsten Feind, die Verzweiflung, besiegt. –

Man moechte aus der Haut...

Nein, es wäre mir wahrhaftig angenehm, wenn man mich den "sanftmütigen Rochus" nennen würde. Ich kann mir genau vorstellen, wie ich reagiere: Mein Haar sträubt sich. Ich blicke den Sprecher finster an und gehe langsam auf ihn zu . . . Ich will nicht sanftmü . . . Halt, Rochus! Halt! Was ist hier los? Bist du ein Christenmensch oder keiner? Bist du mit Spreewasser getauft oder nicht? Bekenne Farbe! Schließlich ist die Sanftmut eine recht bedeutsame Christentugend.

Tatsächlich. Peinliche Angelegenheit. Natürlich will ich Christ sein und bleiben. Aber ich will nicht! Ruhig, ganz ruhig, Rochus! Setz dich erst einmal hin und denke nach! Ist "sanftmütig" wirklich dasselbe wie zahm? Das müßte erst noch bewiesen werden. Also, stell dir vor, du säßest im Tiergarten friedlich auf der Bank, und dann käme so ein Kerl, der reinste Kleiderschrank, und knurrte dich an: "Kleener, putz die Platte!" Und du würdest aufstehen und leise davongehen. Wäre das sanftmütig? Nein, ich glaube eher, das wäre Vorsicht, um es vornehm auszudrücken.

Gut, also jetzt ein anderes Beispiel. Du sitzt wieder auf der Bank im Park. Da kommt so ein schmächtiger Jüngling, so ein Handtuch, mit seiner Christel am Arm und sagt zu dir: "Sie, verschwinden Sie hier, aber schnelle! Merken Sie nicht, daß Sie stören?" Du traust deinen Ohren nicht, holst tief Luft, daß das Kragenknöpfchen abspringt, und spürst in dir blutrünstige Regungen. Aber dann siehst du dir die beiden noch einmal an, besinnst dich, schüttelst den Kopf und setzt dich schweigend vom Schauplatz ab. — Was wäre denn das? Hm: anständig! Natürlich. Aber eine besondere Art von Anstand, nämlich *Sanftmut*, lieber Rochus!

Sanftmut, der Mut sanft zu sein, besagt, daß einer seinen Angriffsgeist zu beherrschen weiß zugunsten des andren. Die Sanftmut ist ein Spezialzügel wie die Kandare beim Pferd. Läßt sich ein Pferd durch das gewöhnliche Zaumzeug schlecht meistern, so setzt man ihm im Maul einen Zangenhebel an, eben die Kandare, um vor allzu wilden Ausbrüchen sicher zu sein. Freilich braucht man die Kandare nur für temperamentvolle Hengste. Ein trübsinnig schläfriger Kutschengaul hat sie nicht nötig. Im Gengenteil, er muß eher mit der Peitsche gekitzelt werden.

Sanftmut heißt, seinen Angriffsgeist den andern zuliebe beherrschen können. Wohlgemerkt: den Angriffsgeist! Wer den nicht hat, ist zur Sanftmut ungeeignet. Der Mut zum Angriff ist ja gerade das Material, das die Sanftmut bewältigt, formt und meistert. Merkwürdig. Hier zeigt sich deutlich, wie sehr der Begriff, den wir heute mit dem Wort "Sanftmut" bezeichnen, dem eigentlichen Sinn der Tugend entfremdet ist.

Wir denken, wenn wir "Sanftmut" hören, an "zahm". Aber just der "Zahme" ist der wahren Sanftmut unfähig. Denn ihm fehlt jene Eigenschaft, an der allein sich die Sanftmut verwirklichen kann, nämlich der Angriffsgeist. Der "zahme" und der" selbstbeherrschte" Mensch sind voneinander himmelweit unterschieden. Gewiß: Zahm sein besagt zunächst nichts Moralisches. Es benennt einen körperlichen Zustand, eine seelische Eigenschaft. Aber was — in sich betrachtet — ein schlichter Zustand ist, bekommt sofort moralische Bewandtnis, wenn es der Mensch freiwillig bejaht oder pflegt.

Und da muß mit aller Schärfe festgestellt werden: Wer den Widerstandsgeist in sich ganz und gar verkümmern läßt, macht sich schuldig! Wie soll denn einer, der durch und durch zahm geworden ist, sich in dieser Welt der Widersprüche noch menschenwürdig behaupten können? Die Wahrheitsliebe, der Mut, Unterdrückten zu helfen, der Wille, dem Guten Raum zu schaffen, setzen einen kräftigen Widerstandswillen im Menschen voraus.

Christus war sanftmütig, aber er war nicht zahm. Er wurde gekreuzigt, weil er sich nicht scheute, eine verlogene Macht schonungslos anzugreifen und zu entlarven. –

Der wachsende Halbmond gegen das Kreuz

Von P. O. Mors

Es gibt in Europa und auch in Deutschland Leute, die sich im Glauben wiegen, mit dem Islam gegen den Bolschewismus eine Front aufzubauen. Sie müssen aber nachdrücklich vor einem tragischen Irrtum gewarnt werden. Gewiß, für Europa ist mit den mohammedanischen Völkern auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet jede Zusammenarbeit möglich. Bei Christen gibt es für den Islam Achtung und Respektierung als zweitstärkste Religion mit Eingottglauben — doch niemals ein Zusammengehen. Die Mohammedaner wissen überhaupt nicht, was der Kommunismus ist und bedeutet, da sie sich meist nicht von einem leidenschaftslosen Denken, sondern von ihrem großzügigen und überschwenglichem Herzen leiten lassen. Bei ihnen ist selbst die Politik nur gefühlsmäßig bestimmt. Die Gefahr des mohammedanischen Puritanismus und Fanatismus, der nach dem Christentum als Bundesgenossen gegen den Bolschewismus gerufen hat: "Jesus und Mohammed gegen den Kommunismus!" ist blindes Zelotentum. Der Altislam wird von vielen modernen Mohammedanern abgelehnt, weil er nicht schöpferisch ist; nur reines, alles Neue ablehnendes, von dem alten Stammesgefüge getragenes Zelotentum ist. Dieses wird einmal der Irreligiosität, vielleicht dem atheistischen Kommunismus Platz machen, wenn durch die Technik und Industrialisierung, durch die volle Emanzipation der Mohammedanerinnen und die Abschaffung der alten Sitten durch den Materialismus der Bestand des Systems erschüttert wird. Wir sind Zeugen wie der Hang der Mohammedaner zur Modernisierung selbst groteske Formen annimmt im Gegensatz zum erstarrten, unduldsamen und fanatischen Islam vergangener Zeiten Zur Erreichung des Panarabismus, der Sammlung aller arabischen Stämme gegen Europa, das Christentum und insbesondere gegen den Katholizismus brauchen die Führer, wie zum Beispiel Nasser den Islam. Mit Hilfe der Religion des Propheten sollen auch die Neger ganz Afrikas gewonnen werden. Die Kommunisten sehen die Mohammedaner als ihre Vortruppe in der Welteroberung an. Sie kennen die innere Hohlheit des Islam; sie freuen sich über seinen Haß gegen den Westen und das Christentum.

Der Vorstoß gegen das Christentum

Die Nachfolger Mohammeds († 630), Omar und der einäugige Chalid schmiedeten den Islam zu einem scharfen Schwerte zusammen, um damit den Erdkreis für Allah (Gott) und Mohammed zu erobern: "Zwingt den Rest der Menschheit sich zur islamischen Religion zu bekehren oder uns Tribut zu zahlen. Wenn sie sich weigern, tötet sie." Mit diesem Schwert eroberten sie den Vorderen Orient und gewannen Nordafrika. Der Islam stieß nach Indien vor, um schließlich zum Sturm auf Europa anzusetzen; zunächst nach Spanien und dann bis vor die Tore von Wien. Es folgten die Kreuzzüge der Christen, die an deren Uneinigkeiten scheiterten, bei den Mohammedanern aber — gerade auch jetzt wieder — Rachegelüste hervorriefen. Die Macht des Islam steigt heute mit der zunehmenden Macht der arabischen Politik der unabhängigen Länder. Wegen angeblicher Ehrenkränkung durch Zurücksetzung in der Rangliste blieben neun Chefs der arabischen Mission dem Neujahrsempfang des Bundespräsidenten fern. Auch in der Wirtschaft führen die Araber schwarze Listen mit der Begründung, daß es noch Höheres gebe als gute Geschäfte.

Der Krummsäbel der mohammedanischen Türken ist heute ersetzt durch den Bau von Moscheen im Herzen Europas und Amerikas. In Hamburg gibt es 3000 Mohammedaner: Ausländer und Hamburger. Sie bauen jetzt die zweite Moschee. In allen Großstädten Westeuropas hat die mohammedanische Ahmadiya-Missionsgesellschaft (aus Indien) Moscheen und Missionszentren gebaut: in Paris, London, Madrid, Den Haag, Oslo und in Zürich. Zürich bildet die Zentrale für die Arbeitszone, welche die Schweiz, Österreich und Italien umfaßt. Die islamische Mission in Skandinavien spricht von besten Hoffnungen. Auf den ersten Anhieb hin traten sieben Schweden und ein Norweger zum Islam über. In den USA gibt es 80 000 Moslems mit zwölf Moscheen und zahlreichen Gebetshäusern. Mindestens 7000 dieser Mohammedaner sind gebürtige Amerikaner. In Deutschland gibt es als Apostel des Islam etwa 4500 mohammedanische Studenten und fast die gleiche Zahl von Praktikanten. Die Zahl der Mischehen zwischen Mohammedanern und Christinnen nimmt zu; zum Beispiel an der Universität Freiburg i. Br. schlossen drei Araber und zwei Perser, alle Moslems, Ehen mit deutschen Mädchen. Diese wußten wohl nicht, was sie taten. Den Mohammedanerinnen ist es sogar gesetzlich verboten einen Christen zu heiraten. Der Islam spricht der Frau die Seele ab. Ihr Grabstein — wenn sie einen bekommt — schaut nicht in die Richtung Mekkas wie bei den Männern. Sie hat keinen Zutritt zum Gottesdienst in der Moschee, höchstens zur Vorhalle. Ehescheidung ist eine Kleinigkeit. Sie kommt zu keinem Bade. Ihre Männer fürchten sie, da sie nur durch heimtückische Mittel sich der unerträglichen Launen ihrer Männer er-

wehren können. Wer bewahrt die christlichen Frauen mohammedanischer Männer vor dem Christenhaß und der Eifersucht der Schwiegermütter und Schwägerinnen (vor zerriebenen Skorpionen und Stacheln giftiger Kakteen im Essen)? Die Kinder werden alle Moslems sein. Die Christenfrau ist bis zum Übertritt zum Islam rechtlos, erbunfähig (Übertritt der Begum und der Gemahlin Bourgibas). Außer "Ehefrauen", die der kindlich anmutenden Kraftmeierei der "Wüstensöhne" erlagen, finden die dunkelhäutigen Moslems attraktive Blondinnen, die im Wirtschaftswunderkreuzer für viel "Trankgeld" spazierengeführt werden. Um die Neger Afrikas zu gewinnen, bestellte Nasser im Elsaß Baumwollstoff mit Farbenaufdruck: "Einigkeit Afrikas durch den Islam" oder "Durch Islam zur Befreiung Afrikas" und zwar zur Herstellung von Lendenschürzen und Damenkleidern (Röcke und Umschlagtücher). Die Negerfrauen als Zeitung, als Propagandamittel für den Islam! Dasselbe taten auch die afrikanischen Politiker, denen die Toilettenträgerinnen die Zeitung, das Plakat, das Radio ersetzten. Doch einige Politiker mußten sich geschlagen erklären, ehe ihre Baumwollstoffe bedruckt waren .

Um die "Religion der Wüste" nach dem Westen voranzutreiben, fließen Gelder aus verschiedenen Quellen (Ölmagnaten) in der Welt, die im Namen der Humanität, der Toleranz und der Weltverbrüderung den Islam unterstützen. Die mohammedanische Sekte der Bahai baute mit diesen Geldern Moscheen in Berlin, Hamburg, München und anderen Großstädten. Nur mit großer Mühe konnte der Tempelbau (Kostenvoranschlag eine Million Dollar) bei Frankfurt verhindert werden. In den unabhängigen Ländern des Islam wurden die christlichen Feiertage abgeschaft, katholische Kirchen geschlossen (Tunesien und Lybien) oder zu andern Zwecken umgewandelt. Katholische Missionsschulen wurden überall unter Druck gesetzt durch Zwang des Koranunterrichtes, des Gebrauches der arabischen Sprache und Verstaatlichung der Stiftungsgelder. Vereinzelt kam es auch zum Meuchelmord an Missionaren. –

Die alte Frau im Wartezimmer

Eine Erzählung von Edith Morsey

In der Sprechstunde des praktischen Arztes herrscht heute wiede, wie an jedem Montagmorgen, reger Betrieb. Patienten aller Altersstufen sind erschienen, um von ihren kleinen und großen Beschwerden geheilt zu werden. Vom verdorbenen Magen bis zum verrenkten Knie ist alles vertreten.

Da sitzt am offenen Fenster die dickleibige Gemüseverkäuferin mit ihrem Asthma, etwas weiter eine hüstelnde Blondine, welche aus Furcht vor einem Luftzug ständig ihr Halstuch vor den Mund hält. In einer Ecke räkelt sich mit ausgestreckten Beinen, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, ein Jüngling im blauen Monteuranzug. Anscheinend ist er froh, eine Zeitlang des Nichtstuns hier im Wartezimmer des Arztes genießen zu können. Neben ihm blättert ein junges Mädchen mit etwas zu kurzem Rock und schwarzem Pulli gelangweilt in einer Ilustrierten. In der Reihe der Wartenden sitzt auch noch ein älterer Herr, der unablässig seinen Spazierstock zwischen den Händen dreht, und eine junge Mutter, die mit allen möglichen Liebkosungen ihr Baby zu beruhigen versucht. Vielleicht ist seine Mittagsmahlzeit fällig, und so muß sich der kleine, frischgebackene Erdenbürger in den ersten Monaten seines Lebens schon damit abfinden, daß sich hier nicht alles nach unseren Wünschen richtet. Direkt an der Eingangstür hat eine alte, weißhaarige Frau mit dunkler Brille Platz genommen. Ihre Hände liegen gefaltet im Schoß, und von ihr scheint eine ruhige Wärme auszuströmen.

Unermüdlich öffnet die freundlich lächelnde Assistentin im weißen Kittel die Tür zum Wartezimmer, um mit der ermunternden Aufforderung: "Bitte, der Nächste" die Patienten, einen nach dem anderen, aus der wartenden Menge zu rufen.

Nur noch vier Patienten befinden sich jetzt im Wartezimmer. "Sie sind zu beneiden", wendet sich die Blondine an die Gemüsefrau, "wenn ich so lange wie sie am offenen Fenster säße, hätte ich längst eine Erkältung."

"Was Sie nicht sagen!" antwortete diese grob, "ich mit meinem Asthma bin zu beneiden? Fast jede Nacht sitze ich aufrecht im Bett, weil mir die Luft wegbleibt."

"Lieber Ihre ganzen Krankheiten als mein Rheuma", schaltet sich nun auch der Herr mit dem Spazierstock ein. "Kennen Sie überhaupt diese Schmerzen? — Fünfzig Jahre habe ich geschuftet, immer draußen, — auf dem Bau, — und was habe ich heute? — Rheumatismus und eine kleine Rente, von der ich mir kaum ein Schnäpschen leisten kann."

"Ja, ja, — das ist ein Leben, meldet sich nun wieder die Blondine zu Wort, "die Preise werden immer höher, und die Löhne halten nicht Schritt, — und dann die Kinder, — zwei habe ich, aber was die heute für Ansprüche stellen. Das Leben ist nicht mehr lebenswert! — nicht wahr, Oma?" wendet sie sich an die alte Dame mit dunkler Brille, die bisher still, ohne ein Wort zu sagen, dagesessen hat. Nun huscht ein zufriedenes Lächeln über ihr zerfurchtes Gesicht, als sie sagt: "Oh doch, das Leben ist schon lebenswert, für mich jedenfalls. Im Krieg habe ich in einer Bombennacht meine Tochter verloren. Sie hinterließ mir ihren kleinen, drei Monate alten Jungen. Er ist heute fünfzehn Jahre, und für ihn muß ich leben und sorgen. Ich bitte jeden Tag den Herrgott, daß er mich noch ein Weilchen auf der Erde läßt."

Im gleichen Augenblick öffnet die freundliche Assistentin wieder die Tür, kommt auf die weißhaarige Dame zu, nimmt behutsam ihren Arm und geht langsam mit ihr zum Sprechzimmer des Arztes.

Jetzt erst bemerken die Anwesenden, daß sie blind ist. –

Das Schnitzel - Kulturhistorisch

Von Karl Rau

Hier sind wieder einmal ein paar tiefe Gedanken fürs kultur-geschichtliche Nachdenken. Man sei jedoch vorsichtig: Vom Schnitzel geht es leicht an die Nationalehre, und von dort in die internationale Politik.

Wenn die Hausfrau in ihrer Küche ein Schnitzel zubereitet, es in rohes Ei und Semmelbrösel taucht und dann in die Bratpfanne wirft, ahnt sie wohl kaum, daß dieser begehrte Leckerbissen schon seit langer Zeit und auch jüngst wieder ganz ernsthafte Geschichtsforscher zu hart umstrittenen Diskussionen auf den Plan gerufen hat.

Es geht dabei um die Frage: Woher kommt eigentlich das panierte Schnitzel, in welchem Lande wurde dieses berühmte Stückchen Fleisch zum ersten Male auf die heute noch übliche Art zubereitet? Diese lukullische Fleischfrage war über ein Jahrhundert lang eigentlich nur die Angelegenheit zweier Städte, nämlich Wiens und Mailands, bis in diesen Tagen die Geschichtsforscher dem "Schnitzel-Problem" eine neue, überraschende Ausweitung gaben.

In den nördlichen Ländern Europas zum Beispiel findet man auf den Speisekarten das "Wiener-Schnitzel", während man im südlichen Europa, in den Mittelmeerländern, beim Kellner ein "Mailänder Schnitzel" bestellt.

Nun ist ausgerechnet in den Wiener Staatsarchiven, und zwar aus der Feder des Flügeladjutanten von Kaiser Franz Joseph, Graf Attems, schwarz auf weiß die Tatsache überliefert, daß der berühmte k. u. k. Feldmarschall Radetzky anläßlich eines Rapports bei seinem Kaiser über den Stand des norditalienischen Feldzuges dem Herrscher in begeisterten Worten berichtet, daß die Mailänder etwas ganz Besonderes braten: "Sie legen", so erzählt der Marschall, "vor dem Ausbacken das Schnitzel zuerst in Ei und dann in Semmelbrösel."

Kaiser Franz Joseph befahl seinem Feldherrn, höchstpersönlich in der Hofküche zu zeigen, wie man solches Mailänder Schnitzel zubereitet. Der Ober-Hofkoch führte das Rezept so vollkommen aus, daß, wie berichtet wird, der Feldmarschall während der folgenden Jahre öfters das Bedauern aussprach, daß seine Schlachtpläne nicht ebenso getreulich befolgt würden. Das "Mailänder Schnitzel" fand die volle Anerkennung des Kaisers und des Hofes und zog alsbald als "Wiener Schnitzel" in die Restaurants der Donaumonarchie ein. Das Ereignis hatte unmittelbare historische Folgen: Junge, nach Italien versetzte k. u. k. Offiziere verlangten dort "Wiener Schnitzel" und behaupteten fest und steif, die Mailänder hätten es von den Wienern gelernt. Die Offiziere waren nun zwar gewiß im Unrecht. Wie das bei politischen Fragen aber meistens der Fall ist, hatten auch die Mailänder nicht recht, wenn sie das Panieren als ihre Erfindung ausgaben. Die Kochbücher der Renaissance schildern zwar ausführlich die oberitalienische Küche, kennen Mayonnaise und Ravioli, erwähnen aber keineswegs die Methode, Fleisch in einer Brotkrumenschicht auszubacken.

Hier griffen nun die Kulturhistoriker ein, und sie stellten auf Grund schriftlich überlieferter Dokumente fest, daß das "Schnitzelpanieren" von den spanischen Truppen Kaiser Karls V. nach Italien gebracht wurde. Zeuge dafür ist Karls Kanzler, Kardinal Gattinara, der in seiner Autobiographie "eine costoletta oder fettina nach spanischer Art paniert" erwähnt. Die Herkunft des Panierens in Spanien ist unschwer festzustellen: man nennt dort diese Koteletten "chuletta andaluza". Nun ist die Küche dieses schönen Landteils Abbild der maurischen; die Andalusier, die ihren Glauben änderten, als die Spanier im 5. Jahrhundert ihre Halbinsel zurückeroberten, behielten ihre Kochsitten bei.

Die Einführung des Schnitzels hängt also eng mit jenen Ereignissen zusammen, die sich um 710 zutrugen, als arabische Volksstämme nach Spanien einfielen. Sie drangen später auch ins Frankenreich vor, wo sie von Karl Martell geschlagen wurden, weshalb wiederum die Franzosen das Schnitzel mit 800jähriger Verspätung als "veau pané à la Milanaise" erhielten.

Nun ist es aber recht unwahrscheinlich, daß ein wildes Wüstenvolk wie die Araber um 700 eine so raffinierte Speise erfunden haben soll. Wenn sie das Schnitzel im raschen Siegeszug über Nordafrika nach Europa brachten, mußten sie es einem höher kultivierten Volk abgeguckt haben. Die Araber waren tief in byzantinisches Gebiet eingedrungen und hatten bald bemerkt, was es da alles zu lernen gab. Die aus dieser Zeit überlieferten schriftlichen Quellen beweisen, daß sich die wahren Genießer des späten Hellenentums auf die Zubereitung köstlicher Dinge verstanden. Es gibt schon das Wort Pfanne (aeganos), man kennt das Schnitzel (flogides), und man sagt schon "Semmelbrösel reiben" (leganon katatripsein).

Weiter in die Geschichte hinabzusteigen gelang den Historikern bislang noch nicht. –

Die beste Predigt

Von Fr. Schelling

Der Föhrenhofer-Bauer im Tal war stolz auf sein Anwesen. In den letzten Jahren waren die Gebäude und das Vieh gewachsen und ein blühender Wohlstand leuchtete aus der breiten Fensterfront des funkelnagelneuen Bauernhauses.

Zur Zeit der Öhmdernte, an einem Sonntag im Spätsommer, war der Bauer wieder einmal unterwegs und lachte vergnügt vor sich hin. Der Traktor hoppelte über die ausgefahrenen Feldwege und brummte ungewöhnlich tief ob der schweren Last, die er zu ziehen hatte. Es war ein großer Wagen Öhmd. Gut durchsonntes, blumig duftendes Viehfutter. Für den Föhrenhofer schon Grund genug zur Sonntagsfreude.

Aber wenn der Bauer da breit lachend auf dem Führersitz saß, hatte es einen anderen Grund. An der Kreuzung, wo der Feldweg in die Haupstraße einbog, drosselte er den Motor ab. Es war ein wunderschöner Morgen. Heller Sonnenschein lag über den Feldern, die Vögel sangen, daß es eine Freude war. In die Spätsommerstille hinein verkündeten Kirchenglocken die Wandlung des Spätgottesdienstes in der nahen Filialkirche.

Der Föhrenhofer zündete sich mit Genuß eine Zigarre an. Hier, nahe beim Gebüsch, wollte er abwarten, bis das Spätamt aus war. Dann würde er den Kirchgängern, diesen altmodischen Muckern, einmal sein Öhmd vorführen, ihnen augenscheinlich vordemonstrieren, wie man zu Wohlstand und Ansehen gelangt heutzutage. Nicht durch Kirchengehen und Beten, sondern durch Arbeit.

Anscheinend hatte auch Gott im Himmel nichts gegen Sonntagsarbeit, sonst würde er das Föhrenhofer-Anwesen längst in Grund und Boden gedonnert haben. So aber war alles geradezu großartig vorangegangen. Er rieb sich die Hände. Der Pfarrer sollte nur ruhig mit der Faust auf die Kanzel schlagen und von Sonntagsheiligung und Segen der Arbeit wettern. Worte sind Schall . . .

Vom Kirchturm ertönte jetzt die Wetterglocke, ein Zeichen, daß der Gottesdienst beendet war. Föhrenhofer verstaute die halbgerauchte Zigarre und ließ den Motor an. Der angehängte Wagen schaukelte langsam um die Kurve. Die Straße begann sich zu beleben. Der Bauer fuhr behäbig durch die Reihen der Kirchgänger. Er lachte zwar nicht mehr, und er schaute weder nach rechts noch nach links. Aber er konnte es sich doch nicht versagen, aus den Augenwinkeln heraus die Gesichter der "Frommen" zu betrachten. Die hatten ihren Ärger, das war gewiß. Und er hatte seine Sonntagsfreude und den Nutzen dazu.

Aber an das, was dann geschah, konnte sich Föhrenhofer nur ganz dunkel erinnern. Er hatte die Leute rechts und links fixierend, nicht sonderlich auf den Fahrweg geachtet und war etwas zu weit nach links geraten. Da schrie ein Kind furchtsam auf. Der Bauer riß das Lenkrad nach rechts, gab aber, statt auf die Bremse zu drücken, mehr Gas und — weiß Gott, wie das zuging — der hochbeladene Öhmdwagen kippte um und zog den Traktor mit. Der Fahrer hatte keine Zeit mehr zum Abspringen. —

Föhrenhofer erwachte im Krankenhaus, beide Beine in Gips. Die Kur dauerte wochenlang. Dann waren die Knochen wieder zusammengewachsen, nur noch der komplizierte Schenkelbruch machte etwas Schwierigkeiten. Als der Bauer aus dem Krankenhaus entlassen wurde, konnte er nur mühsam, auf zwei Stöcke gestützt, vorwärtshumpeln. Das würde sich mit der Zeit geben, meinte der Arzt. Jetzt brauchte er viel Ruhe.

So war nun der Föhrenhofer wieder auf seinem Hof. Wenn er es im Bett nicht mehr aushielt, humpelte er zum Lehnstuhl am Fenster und schaute stundenlang hinaus. Er war fast den ganzen Tag allein. Anfangs waren Besucher gekommen, aber der Bauer hatte sie mit schlechter Laune und bissigen Bemerkungen verscheucht. Auch seine Frau kam höchst sellten in die Stube. Er war auf sie nicht gut zu sprechen, weil sie ihm noch immer keinen Erben geboren hatte. Zwei Kinder waren schnell nacheinander gestorben. Jetzt konnte er ihre hohe, aber beherrschte Stimme irgendwo vom Stall her hören.

Es klopfte an der Tür. Der Bauer sagte kein "Herein!" und schaute sich auch nicht um, als die Tür aufging und ein festes "Grüß Gott" ertönte. Der Pfarrer!

Der alte Pfarrer holte sich einen Stuhl und setzte sich neben den Bauern. "Wie geht's, Föhrenhofer?"

Der Bauer zuckte mit den Schultern, sagte aber nichts. Der Pfarrer zog ein Zigarettenetui hervor und reichte es dem Bauern. Der nahm zögernd eine heraus. Der Pfarrer reichte Feuer. Schweigend saßen die Männer eine Zeit beisammen. Dann sagte der Föhrenhofer unvermittelt: "Gell, Herr Pfarrer, jetzt haben Sie ein feines Beispiel für ihre Predigt. Wie da die Strafe Gottes über den

---

Wer an Wunder glaubt, tut dies, weil sie durch Zeugen verbürgt sind. Die Ungläubigen leugnen sie, weil sie einer Lehre anhängen, die gegen das Wunder ist. Sage ich den Gelehrten: Die Dokumente des Mittelalters bezeugen gewisse Wunder, so erwidert man mir: Die Menschen im Mittelalter waren abergläubisch. Frage ich, warum sie abergläubisch waren, so lautet die Antwort: Weil sie an Wunder glaubten. Ebenso könnte man behaupten, Island existiert nicht, weil nur ein paar dumme Matrosen es gesehen haben, und daß die Matrosen dumm sind, weil sie behaupen, Island gesehen zu haben.

G. H. Chesterton

Föhrenhof gekommen ist, weil er am Sonntag gearbeitet hat!" Der Pfarrer schüttelte den Kopf: "Irrtum, Föhrenhofer, ganz im Irrtum! Nichts mehr red' ich über die Sonntagsheiligung. Es hat keinen Zweck, Worte allein helfen da nicht mehr. Du hast schon zu viele angesteckt. Die andern haben dir's jetzt nachgemacht. Dein Unfall hat keinen abgeschreckt. Eher freuen tun sie sich, scheint es mir, daß sie dich jetzt überflügeln können, solange du hier festsitzen mußt. Da kann ich nichts mehr ausrichten mit meinen Predigten."

Die beiden Männer schwiegen. Föhrenhofer zog und zog an seiner Zigarette. Er dachte angestrengt nach.

"Da haben Sie aber die Flinte schnell ins Korn geworfen, Herr Pfarrer! Das muß ich sagen. So schnell dürfen Sie die Sache doch wieder nicht aufgeben!"

"Ich hab gesagt, daß reden nichts mehr hilft, Föhrenhofer, reden! Aber ich wüßte schon, wie man der Sonntagsarbeit bei uns entgegenwirken könnte. Zum Beispiel, wenn du, so dir der Herrgott die Gesundheit wiedergibt, am Sonntag nimmer arbeiten tätest. Und wenn du den Leuten sagen würdest, warum du es nicht mehr tust. Das würde leicht helfen. Das wäre die beste Predigt. Behüt dich Gott, Föhrenhofer!"

Der Pfarrer war gegangen, und der Föhrenhofer saß noch lange sinnierend am Fenster. Es vergingen Tage. Ein Schwarzwälder braucht lange, bis er sich zu einem Entschluß durchringt. Dann aber ist er durch nichts mehr von ihm abzubringen.

Eines Morgens, als die Aushilfe im Bauernhaus fortgegangen war, rief der Föhrenhofer seine Frau, die in der Küche hantierte.

"Geh jetzt gleich zum Pfarrer hinunter ins Dorf. Schau mich nicht an, als wenn ich ein Mondkalb wäre. Bestellst ein Amt von mir nach der Meinung, der Pfarrer weiß schon alles, und sagst, daß ich das halten will, was wir besprochen haben."

Dann erhob er sich und sagte mit drohend lauter Stimme: "Und am Sonntag wird bei uns nicht mehr gearbeitet, daß du's weißt!"

Über das Gesicht der Bäuerin huschte ein freudig-erregtes, schönes Lächeln. –

Vom Sessel aus

Von Bruno Walter

Für Kultur-Feinschmecker

Ist der Quell aller großen Kunst, die schöpferische Inspiration im Versiegen und soll als unzeitgemäß nun ersetzt werden durch Laboratoriumsmethoden, die nach abstrakten Prinzipien, auf experimentellen Wegen, Kunst herstellen zur Befriedigung intellektueller Interessen?

Ja, es sieht wirklich so aus, als ob Materialismus und Intellektualität sich der jetzigen Generation bemächtigen und den Künsten eine tiefere Ebene im sozialen Leben zuwiesen als die hohe Sphäre, in der sie bisher gewaltet haben. Auf jener tieferen Ebene freilich besteht dann kaum mehr ein Niveau-Unterschied zwischen der Kunst und der Alltags-Unterhaltung, sie wohnen Tür an Tür; und statt zur Kunst sich festlich aus dem Alltagsleben zu erheben oder von ihr aus ihm entrückt zu werden, kann man heute meist ohne seelischen Aufwand, ohne erhöhtes Gefühl, nach Belieben nachbarlich bei ihr eintreten. Für mich aber ist es gerade die Erhebung der Seele, die wir in der Kunst suchen und finden. Muß man nicht fürchten für eine Generation, in deren Vokabular das Wort Erhebung bald vielleicht nur noch in flugtechnischer Bedeutung existieren wird, die vom Kunstwerk statt herzbewegenden Erlebens nur noch Zerstreuung, Anregung intellektuellen Interesses oder auch die Befriedigung von Senationsbedürfnissen verlangt?

Ich muß hier auch von der Überfülle an Unterhaltungsstoff sprechen, insbesondere aber von den Erleichterungen auf dem Gebiet des allgemeinen geistigen Tagesbedarfs, die eine drastische Verringerung persönlicher Bemühungen bewirken. So hoch die fundamentale Besserung der materiellen Zustände zu schätzen ist, die wir zum großen Teil den erstaunlichen Errungenschaften der Technik danken, so bedenklich ersheint dagegen die Bequemlichkeit, mit der heute jedermann, ohne den Umweg des Erarbeitens, an zahlreichen künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen teilhaben kann. Denken wir daran, wie oberflächlich eine Bildung sein muß, die auf diese Weise verbreitet wird, welch trügerisches Gefühl von künstlerischen Einsichten, von vielseitigem Wissen, welche Verkennung der Tiefe wahrer geistiger Werte aus ihr entsteht! Und setzen wir dagegen das Wachstum und die reife Geistigkeit, die eben nur aus stetigem Bemühen um Bildung folgen können, so werden wir den verhängnisvollen Verlust ermessen, der aus solcher Verbilligung geistiger Güter entstehen muß.

Zivilisation, wörtlich Verbürgerlichung, brachte ursprünglich die Überwindung unterbürgerlicher Primitivität im praktischen Leben, im sozialen Verhalten, im Bildungsstande. Und so lange waren ihre Leistungen auch auf diesem letztgenannten Gebiet dankenswert, als sie von höheren Gesichtspunkten aus für Verbreiterung von Kenntnis und Einfühlung in Wissenschaften und Künsten wirkten. In solcher dienenden Bemühung um die Ausbreitung kultureller Werte bedeuten sie eine Art Verzinsung von Anleihen bei dem Goldschatz der Kultur. In ihrer Verwaltung und Verteilung hatte sich die Zivilisation als wahre Wohltäterin erwiesen, der eine umfassende Hebung wie des materiellen und sozialen, so auch des Bildungsniveaus weiter Kreise zu danken war.

Das Phänomen nun, das zu denken gibt, ist die Ausnutzung eines beträchtlichen Teiles von Kulturleistungen zu allgemeinen Unterhaltungszwecken. Aus den "Anleihen bei dem Goldschatz der Kultur" zur Förderung der allgemeinen Bildung ist ein Raubzug zum Zweck eines Massenkonsums an Unterhaltung geworden. Mit anderen Worten: Die Zivilisation hat die Verwaltung der Kulturwerte usurpiert, ja, sie hat sich

(Schluß auf nächster Seite)

Helfen wir lieber

Von Hans Pabst

Woher das Böse in der Welt? Das ist die Frage, die nie verstummt. Haben wir nicht guten Samen gesät? Woher das Unkraut? Überall zeigt es sich. In der Natur: Wieviel Mißernten, wieviel Katastrophen, bald Dürre, bald Überschwemmung! Und im Menschenleben: Wieviel Unwahrhaftigkeit, Lieblosigkeit, Feigheit und Bosheit! Im Beruf: Wieviel Intrigen und Neid! Sogar im engen Kreis der Familie, bei soviel Güte und Hilfsbereitschaft doch oft soviel Enge, Kleinlichkeit und Verärgerung! Und schließlich im eigenen Ich: Wieviel Selbstsucht und Gereiztheit und Schroffheit! Selbst im Reiche Gottes, neben Heiligen, so viel Unchristliches im Denken, im Streben und Handeln. Gibt es wirklich nichts Vollkommenes auf Erden? Von der Schöpfung Gottes heißt es einmal: "Und Gott sah es, und siehe, es war gut." Aber was ist aus all dem geworden? Das ist die Frage: Woher?

Gerade darum hat der Herr das Gleichnis von dem Unkraut im Acker erzählt. Es wimmelt zwar — so wird der Bauer sagen — von Unwahrscheinlichkeiten. Aber es ist ja nur ein Gleichnis für einen Vorgang auf einer ganz anderen Ebene, und da wird eben alles vereinfacht, damit der Kern des Gleichnisses sich klarer herausschält: Es gibt neben dem Guten das Böse. Es gibt neben der Macht Gottes und der Macht der Gnade noch eine andere Macht: der böse Feind. Er ist stets am Werk. So geht beider Saat auf, beides wächst nebeneinander, die Saat und Pflanzung Gottes und die Saat und Pflanzung des Teufels. Sie zeigt sich überall, in jeder noch so guten Erfindung. Was kann der Film Gutes wirken, was kann er aber auch niederreißen! Was kann die Atomkraft im Dienste des Menschen wirtschaftlich bedeuten, aber welch ungeheure Gefahr birgt sie in sich! Welche Einsichten kann die Wissenschaft geben, wie kann sie aber auch überheblich werden, den Menschen blind machen. Was das Ewige, das Letztgültige. Was bedeuten im Menschen Leidenschaft und Temperament für sein Schaffen und seine Leistung; die können ihm aber auch viel Zügel entreißen, die er fest in der Hand halten müßte. Gottes Weizen und des Teufels Unkraut auf dem gleichen Acker des Lebens!

Und wie reagieren nun die Menschen? Die Knechte im Evangelium machen den Vorschlag, man solle das Unkraut sofort aus der sprossenden Saat herausreißen. So möchten auch Übereifrige unter uns gleich mit dem Bannstrahl gegen jeden Sünder vorgehen. Es geht ihnen vielleicht um das Reich Gottes, und sie halten es für Christenpflicht, alles, was nicht reiner Weizen ist, erbarmungslos auszurotten, aus der christlichen Gemeinschaft auszuschließen. "Sie sehen den Splitter im Auge des Nächsten, aber den Balken im eigenen Auge nicht", sagt der Herr. Sie verstehen darum die Nachsicht der Kirche nicht. Christus aber entscheided im Evangelium anders: Warten, Geduld haben, alles zusammen wachsen lassen bis zur Ernte. "Ihr könntet mit dem Unkraut auch den Weizen ausreißen." Das ist's. Im Leben ist eben Gut und Böse nicht so leicht zu unterscheiden, wie Weizen und Unkraut auf dem Acker. Vielleicht wird im Leben aus dem Unkraut noch Weizen, echter, guter Weizen, vielleicht wird aus dem Sünder mit der Gnade Gottes noch ein Heiliger. Wer will sich da selbst zum Richter machen? Helfen wir lieber. Leben wir dem strauchelnden Bruder ein christliches Leben vor, daß er vielleicht durch unser Beispiel und unser Gutsein den Ackerboden der Gnade findet.

Es gibt aber auch noch eine andere Reaktion. Die Eiferer möchten mit Pech und Schwefel gegen das Böse und Unvollkommene vorgehen; andere aber tun genau das Gegenteil: Laßt es nur wachsen, mich geht es nichts an! Das ist nun einmal so im Leben: Wo Licht ist, da ist auch Schatten. Gott läßt ja auch seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. — Aber so hat es Christus im Gleichnis bestimmt nicht gemeint. Dafür sprechen genug andere Worte Christi und der Apostel. Daß wir uns Sorge machen um den Bruder, daß einer des anderen Last mittrage, daß wir das Böse durch das Gute überwinden, daß wir im Leben durch unsere Haltung, unser Denken und Tun für das Gute werben. Das Böse sollen wir hassen, aber nicht den, der solches tut. Um ihn sollen wir uns liebend bemühen. Vielleicht dürfen wir uns dessen am Tag der Ernte freuen. –

Schluß von Seite 25

recht eigentlich den Platz der Kultur angemaßt. In ihrem Reich bedeutet die Technik, was in der Kultur die Kunst, thront statt der Seele — der Intellekt. Damit wird das Klima unserer Welt kälter; mit der steigenden Perfektion des äußeren Lebenszustandes erleben wir eine Verarmung des Inneren; aus Herzlichkeit wird Höflichkeit, aus Bildungshunger Sensationsbedürfnis, das Gespräch macht der Television Platz, das Buch der Zeitung oder der Illustrierten, das Musizieren dem Musikhören am Radio, das Wandern dem Sport, und zahllose solcher Zivilisations-Errungenschaften stehen den Massen als Zeitvertreib zur Verfügung. Die Kultur aber will die Zeit nicht vertreiben, sie will sie eifervoll ausnützen für die Bemühungen um ihre hohen Ziele. Die Zivilisation sollte Dienerin, nicht Gegnerin der Kultur sein. –

Die Macht ist das Hauptziel und auch das Hauptmittel des Kommunismus und jedes wahren Kommunisten. Der Machthunger ist bei den Kommunisten unersättlich und unwiderstehlich. Der Sieg im Kampf um die Macht bedeutet ihnen so viel, als ob sie zur Gottheit erhoben würden.

Milovan Djilas

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

5. Fortsetzung

Wer vermag zu sagen, was die gottbegnadete Seele des Mägdleins Hildegard bei dieser Weihe empfunden hat? Es gibt Dinge, die menschliche Sprache zu nennen nicht imstande ist. Was kann sie anders als schweigen, wenn sich der ganze Himmel auftut und Gottes Gnade in unermeßlichem Strom einbricht in ein Menschenherz? Es war der kleinen Gottesbraut, als sinke all ihr Sein und Wesen in die ewige Liebe wie in ein Meer. Ein Sturm von Licht und Feuer ging durch ihre Seele, verzehrend, verbrennend und doch beseligend ohne alle Maßen. O heilige Glut! O lodernder Brand! O ewiges Glück! O tiefe, tiefe Freude! Ein Klang weht her aus dem Kämmerlein der reinsten Jungfrau, bricht in das Herz der Gottesbraut wie Jubelton ewiger Chöre: "Ave! — Gratia plena! — Dominus tecum!" Gottesgruß über Menschenseelen! Und aus der tiefen Freude kommt wieder die Antwort: "Ecce ancilla Domini! Sieh, ich bin die Magd des Herrn! Mir geschehe nach deinem Worte."

Der gottdienende Mensch weiß um Freuden, von denen die Welt nicht einmal die leiseste Ahnung hat. Was sind alle Opfer ,was alle Entbehrungen, was Sorge, Not und Leid gegen die tiefe Freude eines Herzens, das sich in Gottes Händen geborgen weiß!

Es gibt Menschen, die über diese Erde wandeln in fremdem Kleid wie durch fremdes Land. Ausgestoßen scheinen sie von allen Freuden der Erde, ausgeschlossen von allem, was dem Leben Licht und Sonne zu geben scheint.

Verachtung geht neben ihnen her. Der Welt törichtes Mitleid und Bedauern begleitet sie. Sie aber tragen die tiefe Freude Gottes in ihrem Herzen, und wem sie helfend sich zuneigen, dem schenken sie davon einen leuchtenden Schein. Darum beugt der Wissende vor ihnen in Ehrfurcht und Andacht sein Haupt.

Über die Erde gehen sie, aber sie folgen dem Lamm, wohin es geht, und singen ein Lied, das niemand erlernt. Wer es fassen kann, der fasse es!

Die weiße Kasel

Die kleine Gottesfamilie auf dem Disibodenberg war gewachsen. Im gleichen Jahr, in dem die drei Gottgeweihten den heiligen Schleier nahmen, waren zwei Oblatinnen hinzugekommen. Graf Meginhard von Sponheim hatte seiner Schwester die zehnjährige Hiltrud anvertraut, und mit ihr hatte die zwölfjährige Richardis, das Töchterchen des Markgrafen Rudolf von Stade, ihren Einzug gehalten. Man mußte die Klause vergrößern, und nun war fast schon ein Klösterlein daraus geworden, in dem man nach der Regel und im Geist des heiligen Benedikt zusammenlebte.

Recht verschieden waren die beiden Mädchen. Das Töchterlein des Sponheimer Grafen war ein echtes Nahekind, rotwangig, vergnügt, stets zu allerlei Streichen aufgelegt. An ihrer Tante hing sie mit großer Verehrung, und ihr Wille war geschehen, als der Vater sie in die Einsiedelei auf den Disibodenberg brachte.

"Eine Wildkatze ist sie", sagte Meginhard seiner Schwester, der Meisterin, "aber das Herz sitzt bei ihr richtig. Du mußt halt sehen, wie du mit ihr fertig wirst. Will sie später den Schleier nehmen, so mag es geschehen. Aber ich glaube, sie hält nicht lange aus. Dann kommt sie halt wieder zurück auf die Burg. Es ist überhaupt, als wäre aller Sonnenschein von Sponheim mit ihr weggewandert."

"Sonnenschein können wir auch hier gebrauchen" erwiderte die Magistra und versprach, mit der kleinen Nichte einen Versuch zu machen.

"Die klettert uns eines Tages über die Gartenmauer und bricht aus", weissagte Jutta, Hiltruds Base, von düsteren Ahnungen erfüllt.

Ganz anders war Richardis. Sie war ein rechtes Kind der Nordmark, still und ernst, ein wenig blaß, mit klugen Augen, aus denen ein fester, klarer Wille zu leuchten schien.

"Die geht uns nicht über die Mauer", stellte Jutta zufrieden fest.

Ein halbes Jahr später war dann noch ein Gast hinzugekommen, die junge Gräfin Klementia von Hohenberg, ein fröhliches heiteres Gotteskind, das freilich an den glänzenden Dingen der Welt mehr Freude hatte, als es eigentlich für eine Klause sich geziemte.

"Ob die über die Mauer geht, weiß ich noch nicht. Es wird sich zeigen", meinte Jutta kopfschüttelnd.

Klementia sollte nach dem Wunsch der Familien

von Sponheim und Hohenberg einmal Hiltruds Bruder Kraffto ehelichen und war darum nicht als Oblatin, sondern als Schülerin zum Disibodenberg gekommen. Ihre Eltern waren ebenso wie Graf Meginhard davon überzeugt, daß sie nirgendwo eine bessere Erzieherin für sie finden könnten als hier.

Bald schon waren die alten und die neuen Bewohnerinnen der Klause ein Herz und eine Seele. Es zeigte sich, daß Hiltrud zwar ein rechter Wildfang war, dem das Stillsitzen und Schweigen große Pein bedeutete, aber sie gab sich so redlich Mühe, daß die Meisterin wohl mit ihr zufrieden war. Am liebsten schaffte sie im Garten oder half ihrer Base in der Küche. Im Herbst kletterte sie auf die Bäume und holte das Obst aus den höchsten Wipfeln. Manchmal kam es dann vor, daß einem würdig des Wegs daherschreitenden Klosterschüler ein Apfel oder eine Birne in die Kapuze flog. Das Mädchen im Grünen hatte einen Hauptspaß, wenn so ein frommer Bub dann heilig erstaunt zum Himmel aufschaute, weil er dachte, einer der seligen Engel hätte sich seiner Armut erbarmt. Mochte er sich die Gabe wohlschmecken lassen! Der Engel im Birnbaum hatte nichts dagegen.

Aber paßte sich das für eine würdige Klausnerin? Jutta, die Jüngere, schüttelte den Kopf und meinte, es passe sich nicht. Dennoch konnte sie ihre Freude an den unschuldigen Späßen der kleinen Sponheimer Base nur mühsam verhehlen.

Inzwischen waren drei Jahre vergangen.

Wieder saßen die Klausnerinnen vom Disibodenberg in ihrer Spinnstube beisammen. Die Meisterin wirkte mit Hildegard an einer weißen Kasel, die sich nach acht Jahren emsigen Schaffens allmählich der Vollendung näherte. Das Bild Christi hatten die Klausnerinnen auf den weißen Byssus gestickt, und nach Hildegards Vorschlag hatten am Saum des heiligen Gewandes allerlei Tiere und Pflanzen ihren Platz gefunden, weil doch jegliche Kreatur die Herrlichkeit Gottes widerspiegelt. Die anderen Mädchen ließen das Spinnrad schnurren, während Jutta an einem Armenkleid nähte.

Die Meisterin hatte ein Plauderstündchen erlaubt, und Klementia erzählte soeben von allerlei weltlichen Dingen. Da war die Rede von Turnieren, Tänzen und Ritterspielen, von Minnesängern und Hofnarren, von herrlichen Gewändern, langen Schleppen, Zobel und Hermelin, von Pfauenhüten, Perlenhauben und Seidenbaretts mit Reiherbusch und Edelstein. Ganz wirr wurde es den anderen beim Zuhören, besonders Richardis, das Kind aus dem ernsten Niedersachsenland, machte große Augen. Was hätte sie dagegen selbst zu berichten gewußt? Von dem Kampf hätte sie erzählen können, den der Vater gegen die Nordsee führte, von dem gewaltigen Ringen der Menschen der Nordmark und dem brüllenden Meer, das immer wieder die Deiche durchbrach und dem man doch stets neue und stärkere Fesseln anlegte. Von den Wölfen hätte sie erzählen können, die der Vater erlegt hatte, und von dem Bären, dem er einmal mit bloßem Messer zu Leib gegangen war. Aber was war das alles gegen Klementias Herrlichkeiten? Da schwieg sie lieber still.

Hiltrud hatte ihre Freude an dem lustigen Geplauder und regte das Schwabenmädchen durch hundert Fragen zu immer neuen Schilderungen an. Eine nur schien an dem allen keinen Anteil zu haben. Das war Hildegard. Sie hatte von der ganzen Unterhaltung so wenig gehört wie von dem Regen, der leise gegen die Fensterläden schlug. Ihr Herz war in einer anderen Welt.

“Jetzt wollen wir eine Weile schweigen”, unterbrach die Magistra das Geplauder. “Wenn unser Herz von so viel Eitelkeit voll ist, dann bleibt ja für Gott und seine Gnade gar kein Platz mehr. Kennt ihr denn nicht mehr das Hauptgebot unserer Klause? Weißt du es nimmer, Klementia?”

“Freilich weiß ich es”, antwortete die kleine Schwäbin errötend. “Vacare Deo! heißt es.”

“Und was will das besagen?”

“Unsere Seele soll frei sein für Gott!”

“Recht so!” lobte die Meisterin. “So wird's überall gehalten, wo Söhne und Töchter des heiligen Vaters Benedikt beisammen sind, und das darf auch in der Klause auf dem Disibodenberg nicht vergessen werden.”

Gewissenhaft schwiegen nun die Mädchen. Still wurde es in der Stube. Man hörte nur die Spinnräder surren und den Regen, der jetzt stärker gegen die Läden klatschte.

Zuweilen schaute die Meisterin auf und ließ ihre Blicke über die kleine Schar der Klausnerinnen gehen, die ihr anvertraut war. Alle waren sie voll eifrigen Strebens. Selbst Klementia ließ ihr Herz willig von der klugen Magistra Gott zuwenden, wenn es auch manchmal noch voll eitler Weltgedanken war. An der fröhlichen Hiltrud hatten alle Freude. Sie war wirklich der Sonnenschein vom Disibodenberg, und Hildegard meinte oft, im Garten blühten die Blumen schöner, seit das herzensgute Kind seinen Einzug gehalten hatte. Unbändig freilich war sie oft beim Spiel. Aber am Gottesfenster war sie voll heiliger, schöner Andacht, so daß sich selbst die Mönche und Scholaren in ihrem Chorgestühl daran erbauten.

Richardis war noch ernster und stiller geworden. Anfänglich hatte sie geglaubt, in der Klause auf dem Disibodenberg müsse der gleiche harte Bußgeist herrschen wie in den Höhlen der Wüsteneinsiedler, von denen sie gehört hatte. Auch jetzt versuchte sie sich immer wieder allerlei Strengheiten aufzuerlegen, die ihrem Alter keineswegs zuträglich waren. Aber die Meisterin verbot es ihr und lehrte sie die Tugend des Maßhaltens, die in der Regel des heiligen Benedikt die gleiche Rolle spielte wie im Rittergesetz.

“Fasten und Büßen ist gut', sagte sie, “aber ihr Übermaß führt oft nur zu Eitelkeit und Selbstüberhebung und löscht die Freude aus. Ein Kloster ohne Freude jedoch hat aufgehört ein Kloster des heiligen Benedikt zu sein. Es ist nicht einmal ein gottgefälliges christliches Haus.”

Heimliche Sorge machte der Meisterin oft Hildegard. So zart und gebrechlich war immer noch ihre Gesundheit. Wie eine Kerze im Verlöschen erschien sie Frau Jutta. Aber es war ,als schöpfte ihr Leben aus geheimen tiefen Quellen stets neue Kraft, als

hielte eine Macht, die nicht von dieser Erde war, ihren durch viele Krankheit geschwächten Körper aufrecht. Je hinfälliger aber ihre Gesundheit war, um so stärker und gewaltiger brach aus ihr das göttliche Licht, das sie erfüllte bis in den tiefsten Grund. Oft schien es der Meisterin, als wandle dieses Mädchen in einer anderen Welt und nicht auf dieser Erde. Dann sprach sie von überirdisch großen, seltsamen Bildern, die in ihrer Seele ständen wie in einem glänzenden Schein, von hohen Gesichten, in denen sie die entferntesten Dinge, manchmal gar erst Zukünftiges schaute. Von dem lebendigen Licht sprach sie dann, das immer in ihrer Seele sei, von der wirkenden Kraft, die das All und seine Geschöpfe durchflute, von dem Strom der göttlichen Liebe, die alle Kreatur durchbrande.

Ja, wie in einer anderen Welt lebte Hildegard oft, und doch hatte Frau Jutta noch niemals ein Kind gesehen, das sich so liebevoll all den Dingen der Schöpfung zuneigte wie sie. Kein Kraut und keine Blume wuchs im Garten, deren Namen sie nicht wußte, und es schien der Meisterin oft, als wache Hildegard voll heimlicher Sorge über jedes einzelne Gewächs. An stillen Abenden aber stand sie oft am Fenster und hob den Blick zu den Sternen, und all ihr Glanz strahlte in ihren tiefen, geheimnisvollen Augen wider, wenn sie sich dann Frau Jutta zuwandte und sagte:

“Sie brennen alle in der Liebe Gottes; denn das lebendige Licht hat sie entzündet!”

Zuweilen schon hatte sich die Meisterin heimlich Rat bei Abt Burchard geholt, weil ihr das seltsame Kind manchmal wahrhaft unheimlich war. Aber der Priester hatte ihr immer nur das bestätigen können, was sie selber in tiefster Seele unwiderleglich spürte: Dies Kind ist Gottes, und was sie sieht, sieht sie durch ihn.

Ein Seufzer der Erleichterung kam von den Spinnrädern her, als Frau Jutta das Stillschweigen wieder aufhob.

“Was für ein prächtiges Gewand Ihr doch stickt”, sagte Hiltrud und schaute bewundernd auf die weiße Kasel, an der die Meisterin und Hildegard so eifrig wirkten. Klementia wollte von den herrlichen Stickereien erzählen, mit der die Gewänder ihrer Mutter geziert waren, sie fürchtete jedoch, daß solch weltlichem Geplauder abermals ein langes Silentium folgen würde, und schwieg. Hildegard aber schaute von ihrer Arbeit auf und sagte mit leuchtenden Augen:

“Ja, das Gewand ist schön. So wirkt Gott an der Seele eines Menschen, die Er zu Seinem Dienst beruft. Alle Schönheit des Himmels und der Erde strahlt aus der Seele eines heiligen Priesters.”

“Wird nicht dein Bruder Hugo bald zum Priester geweiht?” fragte Richardis.

“Ja”, antwortete Hildegard und setzte leise hinzu: “Ich denke immer an ihn.”

Die Magistra wußte, wie innig dies Mädchen für ihren Bruder opferte und betete.

“Wir wollen alle unserer Hildegard helfen, ihren Bruder Gottes Liebe zu empfehlen”, sagte Frau Jutta herzlich. “Aber mit der Weihe wird es wohl noch eine Zeitlang währen. Bischof Otto von Bamberg ist gegenwärtig in seine Diözese zurückgekehrt.”

“Erzbischof Adalbert wird ihm die Hände auflegen”, sagte Hildegard bestimmt.

“Aber der sitzt doch in Trifels im Burgverlies” wandte Hiltrud mit heimlichem Grauen ein. “Wer weiß, ob der je das Licht der Sonne wieder sieht.”

“Er ist wieder frei”, entgegnete Hildegard ohne Zögern. “Heute ist er nach Mainz zurückgekehrt.”

Während die Mädchen Hildegard ganz erstaunt anstarrten, sagte die Meisterin nichts als ein inniges: “Gott sei Dank!” Sie hatte längst aufgehört, an den seltsamen Gesichten der kleinen Gottesbraut zu zweifeln.

Am anderen Tag ging das Leben in der Klause seinen Weg wie an allen übrigen auch. Der Regen hatte aufgehört, und das Tal der Nahe lag wieder im schönsten Sonnenschein. Von den Hängen her kam der Duft der Reben, und Blumen und Kräuter hauchten ihren Wohlgeruch. Höher waren in den letzten Jahren die Mauern des neuen Klosters gestiegen, und der Hammerschlag der Arbeit hallte aufs neue fröhlich in die herbstliche Stille.

Die Meisterin hatte heute viel am Redefenster zu tun, weil Menschen mit allerlei Anliegen zu ihr kamen. So viel Not pilgerte seit einigen Jahren aus dem Nahetal auf den Disibodenberg. Wo irgendwo jemand in Sorge und Bedrängnis war, nahm er den Weg zu der klugen Grafentochter, und die Meisterin hatte immer Rat oder Trost.

Eine arme Kätnerin brachte heute ihr krankes Kind auf den Klosterberg.

“Och, guckt doch her, lieb Frau Jutta!” sagte sie weinend. “Sieht emol her, was mei Traudche for grinding Köppche hott! Ganz voll Ausschlag iss es. Ich honn's schunn met heilig Weihwasser gewäsch und met Wachs vum St. Georgsaltar bestrech. Vom Martinsaltar honn ich de Stäb in e Duch gesammegekehrt und honn en em Traudche uffs Köppche gerebb. Das waor e su schener Stäb, awer geholf hott er üwerhaupt nix. Do hott mei Mann gesagt: 'Frau', hott er gesaot, ‚jetzt giemer emol bei die Fra Jutta uff de Disibodenberg und prowere emol dere Rezept. Die hott in däne Sache bestimmt Erfahrung.' Do honn ich es Traudche gehuhl un benn nun met emm do!”

“Ja, da kann der Staub vom Martinsaltar nicht viel helfen und das Wachs vom St. Georgsaltar auch nicht”, meinte die Meisterin lächelnd. “Ich will dir lieber eine Salbe machen. Kerbel und Engelsüß muß man nehmen und mit reinem Schmalz vermengen. Das streichst du dann deinem Kind auf den Kopf. Das hilft gewiß!”

“Gott soll's Eich lohne im höchsten Himmel, mein lieb Fra Jutta! Jetzt will ich noch em heilige Martin e Kerz anstecke; doch nä, nä, däm sei Stäb hott gar nix geholf. Awer unserm liebe Gottesmutterche will ich die Kerze schenke, die iss jo immer for uns do und helft uns gere in jeder Not.”

“Freilich, in jeder Not!” stimmte die Meisterin herzlich zu. Dann bekam die Kätnerin ihre Salbe, die Hildegards Hände inzwischen geschickt bereitet hatten, und getröstet zog sie von dannen.

Ein junger Mann mit todbleichem Angesicht und hohlen Wangen kam ans Redefenster. Pfeifend ging

ihm der Atem und schwer keuchte die Brust; denn der Weg zum Klosterberg war ihm sauer genug geworden. Ein Steinmetzgesell aus Bingen war es, der auf den Ruf der Magistra hin die weite Wanderung gemacht hatte und nun hilfesuchend vor ihr stand. Ein böser Husten zerriß die bettelnden Worte, die er sagen wollte.

Hildegard gab es einen Stich durch das Herz, als sie den armen Menschen sah, in dessen Augen Hoffnung und Furcht jäh aufflackerten. Atemlos schaute sie auf die Meisterin, ob die wohl Hilfe wüßte. Aber die Magistra schüttelte traurig den Kopf und sagte:

“Gott hat dich schwer heimgesucht, mein Freund, Er allein kann dich heilen!”

“Und Ihr, Magistra, könnt Ihr nichts tun?” stammelte der Kranke und reckte flehend die abgezehrten Hände empor. “Wißt Ihr kein Mittel, keinen Segensspruch, der heilen kann?”

“Wir wollen für dich beten”, erwiderte die Meisterin nach einer Pause.

“Und sonst helfen könnt Ihr mir nicht?” schrie der Sieche und starrte die Nonne voll Entsetzen an.

“Ich hab dir schon gesagt, daß Gott allein dich heilen kann”, sprach die Magistra und senkte den Blick. Dann ließ sie durch Hildegard eine gute Flasche guten Naheweins holen, den sie dem Kranken mitgab.

“Vergelt Euch Gott Eure Liebe!” sagte der junge Mann. “Nur hatte ich gedacht, ich könnt noch einmal ganz gesund werden.” Eine Weile schaute er traurig lächelnd vor sich hin, dann nickte er den beiden Nonnen zu und sagte: “Na, dann Gott befohlen! Man muß halt sehen, wie man es trägt.”

Kaum hatte der Kranke den Rücken gewandt, als Hildegard plötzlich heftig zu weinen begann.

“Was ist dir, Kind?” fragte die Meisterin erschrocken.

“Nichts ist mir”, stammelte das Mädchen. “Es hat mir weh getan, als ich sah, wie in seinen Augen die Hoffnung erlosch. Gibt es denn wirklich kein Mittel, das ihm helfen kann?”

“Nein, es gibt keines”, sagte die Magistra düster. “Ich mochte ihm auch keine falsche Hoffnung machen; denn jeder Trug rächt sich. Er hat die Lungenpest. Dagegen ist kein Kraut gewachsen.”

“Ich glaube, Gott hat gegen jedes Übel Kraut wachsen lassen, nur kennen wir die Kraft der Heilkräuter noch nicht zur Genüge. Ich werde nicht nachlassen zu beten und zu forschen, bis ich sie kenne.”

“Dafür wird dein Leben nicht ausreichen”, antwortete die Meisterin traurig lächelnd.

“Ich will Gott um ein langes Leben bitten”, erwiderte Hildegard mit Bestimmtheit, “und nimmer will ich nachlassen ,nach Heilmitteln für alles Menschenleid zu suchen. Gott wird mir helfen.”

“Ein langes Leben?” lächelte Frau Jutta schmerzlich. Es war ihr ,als sähe sie schon den kleinen Grabhügel, der wohl bald die junge Gottesbraut decken würde.

Plötzlich aber wurden die beiden aus ihrem traurigen Sinnen aufgeschreckt. Aus dem Garten der Klause war ein heller Freudenschrei herübergehallt.

“Kraffto, Kraffto!” jubelte Hiltrud entzückt und winkte dem jungen Reiter zu, der soeben den Klosterberg hinaufsprengte.

“Grüß dich Gott, Herzensschwesterlein!” rief der Reiter, ein frischer junger Mann im Knappengewand. “Wie geht es dir denn in der heiligen Klause, und was macht mein Bräutlein?” fügte er lachend hinzu.

“Das Bräutlein sitzt hier!” schallte es jetzt vergnügt aus einem hohen Birnbaum heraus. “Wenn du magst, werf ich dir eine Birne an den Kopf!”

“Immer zu!” lachte der Knappe und fing die zugeworfene Frucht geschickt auf.

“Komm ans Redefenster!” rief Hiltrud. “Hier dürfen wir uns nicht mit dir unterhalten, das ziemt sich nicht.”

“Fallt mir nur nicht herunter!” mahnte der Junge. Aber wie ein Eichkätzchen war das Schwesterlein schon den Baum herabgeklettert, während es bei dem Schwabenmädchen halt ein bißchen langsamer ging.

“Ich komme aus Mainz, wohin ich im Auftrag meines Herrn, des Bischofs Bruno von Speyer, einen Botenritt zu machen hatte”, berichtete er eine Weile später der Magistra. “Der Hildegard bring ich Grüße vom Hugo. Er hofft in der kommenden Fastenzeit die heiligen Weihen zu empfangen.”

“Und was bringst du Neues aus Mainz?” fragte die Magistra.

“Oh einen ganzen Sack voll Neuigkeiten!” sagte der Junge wichtig. “Ihr wißt doch, daß der Kaiser in Mainz wollte Hoftag halten. Aber von den Fürsten des Reiches war kaum einer erschienen. Die Mainzer aber haben die Gelegenheit beim Schopf gefaßt und sind gegen des Kaisers Palast mit Äxten und Schwertern gezogen und haben gerufen: ‘Gebt uns den Bischof heraus! Wir wollen unseren Herrn Adalbert wiederhaben!’ Da ist denn dem Herrn Heinrich aller Mut entfallen, und er hat den Bürgern die sofortige Freilassung versprochen.”

“Und?” fragte die Magistra erregt.

“Ja gestern ist dann der Erzbischof wieder in seine Stadt eingezogen. Ganz verfallen war der früher so kräftige Mann, bleich wie der Tod, mehr ein Gerippe als ein Mensch von Fleisch und Blut. Aber als die Mainzer ihm beim Empfang zujubelten, hat er sich hoch aufgereckt, und die Augen haben ihm geblitzt, als er rief: ‘Ihr Mainzer Bürger, ich danke euch für eure Treue. Das bleibt unvergessen’!”

“Wenn nur der Kaiser seinen Groll gegen Herrn Adalbert nun auch völlig vergißt!” sagte die Magistra leise.

“Da habt Ihr recht, ehrwürdige Frau Tante!” stimmte Kraffto gleichfalls bedenklich zu. “Der Kaiser ist ein Heimlicher! Man kann ihm über den Weg nicht trauen. Mir scheint, die Luft riecht angebrannt im Rheingau.”

Fröhlich grüßte er dann noch seine Schwester und Klementia.

“Wirst von Tag zu Tag immer lieblicher”, lächelte er strahlend. “Wann darf sich der Knab' denn sein Röslein aus dem Klostergarten pflücken?”

“Hajo, da muß a aber no vil Wasser da Rhein nab laufa!” schwäbelte Klementia.

"Werd dem Rhein bestellen, daß er schneller fließt", lachte der Knappe. Dann schwang er sich aufs Pferd und sprengte funkenschlagend den Klosterberg hinab. Es ist wahr, daß Hiltrud und Klementia es plötzlich sehr eilig hatten, wieder an ihre Obsternte zu kommen; denn von den Bäumen aus konnten sie dem schmucken Reiter noch lange Zeit nachschauen.

In der Abtei sang man an diesem Abend nach der Komplet das Te Deum zum Dank für die Befreiung des Erzbischofs.

Lange nachdem am Altar die Kerzen verloschen waren, kniete Hildegard noch am Gottesfenster. Um so viel hatte sie heute zu beten. Für den heimgekehrten Erzbischof flehte sie zu Gott, für den Bruder, der an den Stufen des Heiligtums stand, für den Kranken, den die Magistra ungetröstet hatte ziehen lassen. Aus ganzem Herzen aber betete sie an diesem Abend zum erstenmal um ein langes Leben.

"Gib mir viele, viele Jahre", betete sie, "und laß sie bis zum letzten Tag angefüllt sein mit Liebe!"

Die stillen Adventstage kamen, das selige Weihnachtsfest kam und ging. Das Jahr 1116 hielt seinen Einzug. Mit Furcht und Hoffnung sahen die Menschen ihm entgegen.

Freude und Frieden hatte die Christzeit den Klausnerinnen beschert. Auch irdische Gaben von Eltern und Geschwistern waren reichlich gekommen. Hildegard hatte eine vergoldete Harfe mit silbernen Saiten erhalten, und der Jubel ihres gottinnigen Herzens erfüllte jetzt oft klingend die Klause auf dem Disibodenberg. Klementia zeigte Hildegard in kindlichem Stolz ein Elfenbeinkästchen, in dem es von Schmuckstücken und Juwelen blitzte und funkelte.

"Weißt du, Hildegard", sagte die kleine Schwäbin glücklich, "hier in der Klause kann ich den Schmuck freilich nicht tragen, aber am Hochzeitstage will ich ihn anlegen."

"Du wirst den Schmuck nie tragen", antwortete Hildegard und schaute das Mädchen ernst an.

"Aber warum denn nicht?" fragte Klementia erstaunt.

"'Weil für dich andere Kleinodien bestimmt sind, tausendmal schöner als die in diesem Kästchen."

"Schönere hat doch keine Königin!" widersprach das Mädchen lebhaft.

"Aber Gott hat schönere", antwortete Hildegard. Eine Weile sah sie dann die kleine Grafentochter schweigend an, dann sagte sie leise: "Klementia, ich sehe in deiner Seele einen Edelstein voll Strömen endlosen Lichtes. Aber der Stein liegt vergraben unter allerlei wertlosem Tand. Sieh zu, daß du ihn nicht verlierst. Gott will dich einmal mit ihm geschmückt vor sich sehen."

Ganz verwirrt war das Schwabenkind durch die seltsame Rede. Als sie aber der Magistra davon erzählte, schaute die sie lange ernst an und sagte:

"Bete zu Gott, Klementia, daß Er dir Seinen Willen zeigt!"

Hildegard konnte es in diesem Jahr kaum erwarten, bis der erste Hauch des Frühlings das Leben aus der Erde lockte. Wie nie zuvor beobachtete sie jetzt das junge Sprießen und Knospen im Garten, als wollte sie das innerste, tiefste Wesen all der kleinen aufkeimenden Pflänzchen erforschen.

"Sie haben ihr Geheimnis, und ich will es ihnen abzwingen", sagte sie immer wieder, und wenn die anderen sie erstaunt nach dem Grund ihres großen Eifers fragten, antwortete sie ernst: "Die Liebe drängt mich dazu. Sie müssen mir helfen, das Leid der Menschen zu heilen."

*

Der Ostersonntag brachte für Hildegard ein hohes Glück. Am Altar der Abteikirche stand Hugo und feierte sein erstes Opfer. Vor wenigen Tagen hatte der Erzbischof von Mainz ihm die Hände zu heiliger Weihe aufgelegt. Der Burgvogt von Böckelheim war mit seinen Angehörigen zum Disibodenberg hinaufgeritten, um der Primiz seines Sohnes beizuwohnen. An den Chorschranken knieten Herr Hildebert und Frau Mechtild in übergroßer Freude. Hinter ihnen standen die drei Brüder, in kostbares Rittergewand gekleidet, und schauten andachtsvoll zu der heiligen Opferstätte. Mechtild, Hildegards einzige Schwester, die vor drei Jahren den Grafen Wirich von Walecourt geheiratet hatte und schon Mutter von zwei Knaben war, kniete an der Seite ihres Gatten in herzlichem Gebet.

Jubel ohne Ende erfüllte die Seele des Neugeweihten, als er die Altarstufen hinanschritt, den funkelnden Kelch in der Hand. Er trug die herrliche weiße Kasel, welche die Klausnerinnen in mehr als acht Jahren mühevollster Arbeit gestickt hatten. Die Meisterin hatte sie dem Primizianten zu seinem hohen Tag geschenkt. Es war, als wäre aller Glanz des Himmels und der Erde über das heilige Gewand ausgegossen. Christkönigs strahlendes Bild war umkränzt von der Schönheit der ganzen Kreatur. Der Herr hielt seine Arme ausgespannt über all die Blumen und Tiere, die den Saum des Kleides zierten. Es war, als segne Gott all seine Geschöpfe.

Mit froher Stimme begann der Priester am Altar den wundersamen Gesang, in dem aller Schöpfung Jubel frohlockend zum Himmel klingt, die heilige Präfation. Sprangen da nicht die Himmel auf? Schwebten nicht die Cherubim und Seraphim, die Fürsten und Throne und alle heiligen Engel hernieder, um mit einzustimmen in den ewigen Lobpreis? Hildegard aber, die am Gottesfenster voll tiefster Inbrunst der heiligen Handlung folgte, war es, als hörte sie das Jauchzen jeglicher Kreatur, da jetzt das Altarglöcklein läutete und das Licht der ewigen Chöre erscholl:

Sanctus, Sanctus, Sanctus!
Heilig, Heilig, Heilig
ist der Herr, der Gott der Heerscharen.

Der Glanz heiligen Lichtes, der den Gottesraum österlich erhellte, lag verklärend auf den Bildern, welche die Opferkasel umsäumten. Gott segnete Seine Geschöpfe, die der Erlösung entgegenharren. Aufjubelnd sang der Chor:

Himmel und Erde sind voll Deiner Herrlichkeit!
Hosanna in der Höhe!

Der Priester neigte sich nieder und segnete wandelnd das heilige Brot und den duftenden Wein.

Hoch aufstieg die weiße Hostie, der goldene Kelch mit des Erlösers kostbarem Blut!

Weiß wie Schnee ist das Gewand, in dem sich die Gottheit verbirgt! Goldstrahlend wie die Sonne der funkelnde Kelch! Wahrhaftig, der Berg Tabor ist in unserer Mitte, der Herr im Glanz der Verklärung und in des Opfers Glut zugleich. Ein Schimmer Seines Leuchtens aber legt sich verklärend auf unsere Herzen und jegliche Kreatur.

Der Überfall aufs Kloster

Und wieder blutete die Wunde im Herzen des deutschen Volkes!

Die Fürsten hoben das Schwert gegen den Kaiser und seine getreuen Vasallen. Krieg und Fehde warfen die Brandfackel in blühendes Land. Elend und Tod ritten durch Deutschlands Gaue. Was der Bauer gesät hatte, zerstampften die Rosse, was er geerntet, fraßen die Flammen. Überall rauchten die Feuerzeichen der Verwüstung. Burgen und Höfe sanken in Schutt und Asche. Überall heulten die Sturmglocken und schrien um Hilfe.

Das Jahr 1117 kündete das Elend durch seltsame Zeichen an. Blutiger Schein stand in den Nächten am Himmel, und schwere Beben erschütterten die Erde. Dasselbe Jahr brachte in die Klause auf dem Disibodenberg die Nachricht vom Tod Hattos, der im Gefolge des Grafen Emicho gleich diesem erschlagen worden war. Hildegard hörte nicht auf, die Seele ihres Bruders der ewigen Barmherzigkeit zu empfehlen.

Auch dem Kloster auf dem Disibodenberg brannte die Notzeit ihre Runen ein. Oft hämmerten mitten in der Nacht harte Fäuste gegen das Tor, die nicht gekommen waren sich im Gebete zu falten, sondern zu sengen und zu rauben. Aber die Mönche des heiligen Benedikt waren auf der Wacht, von den Hörigen und Bauern aus den umliegenden Dörfern, die hier Schutz fanden, getreulich unterstützt. So rannte sich manch hochmütiger Kriegsknecht, der gehofft hatte, bei den Kuttenträgern leichtes Spiel zu haben, an den Klostermauern den Schädel ein.

Wie ein Steuerman sein Schiff im Sturm, so lenkte Herr Adelhun, der nach Burchhards Tod den Abtstab in die Hand genommen hatte, das Kloster auf dem Disibodenberg mit Kraft und Klugheit durch die schweren Notjahre. Mehr als einmal retteten seine Entschlossenheit und Umsicht es vor dem drohenden Untergang.

Eines Tages allerdings schien die Stunde schwerster Heimsuchung für die Abtei im Nahetal gekommen zu sein.

Es war im Sommer des Jahres 1121. Die Klausnerinnen hatten sich vor der Hitze des Tages in das kühlste Gemach ihrer Einsiedelei zurückgezogen und lauschten den Worten des Evangeliums, welche Hildegard aus dem herrlichen Gottesbuch vorlas.

Den ganzen Tag hindurch hatte man im Tal von Glan und Nahe wilde Reiter dahersprengen sehen. Aus vielen Höfen waren die Bauern den Klosterberg hinaufgeeilt und berichteten mit schreckensbleichen Gesichtern von Greul und Gewalttat, welche des Kriegsvolkes Übermut in umliegenden Dörfern verübt hatte. Nie war die Gefahr auch für das Kloster des heiligen Disibod so drohend gewesen wie heute. Darum suchten die Klausnerinnen ihren Trost im heiligen Buch.

Mit ruhiger, andachtsvoller Stimme las Hildegard:

“So fürchtet euch denn nicht vor denen, die wohl den Leib, aber nicht die Seele töten können. Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib in der Hölle verderben kann. Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Und dennoch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne euren Vater. Bei euch aber sind alle Haare eures Hauptes gezählt. Fürchtet euch also nicht, ihr seid mehr wert als viele Sperlinge!”

Da plötzlich begannen in Staudernheim die Glokken zu läuten. Sturmruf gellte in das stille Gemach. Erschreckt fuhren die Klausnerinnen auf. Die kleine Margarete von Hohenfels, die vor wenigen Monaten erst als Oblatin zum Disibodenberg gekommen war, schrie vor Furcht. Wilde Rufe wurden laut.

“Feurio! Es brennt im Dorf! In Staudernheim brennt es! Feurio! Feurio!” Die Klosterleute hasteten an der Klause vorüber. Mönche, Scholaren, Bauern und Knechte, wer noch Hand und Fuß regen konnte, rannte den Hügel hinab, um den Bedrängten zu Hilfe zu kommen. Nicht einmal das große Tor zu schließen, ließ man sich Zeit. Not schrie um Hilfe. Da war keine Zeit, aufs eigene Heil bedacht zu sein.

“Nun sind wir ohne Schutz!” jammerte Jutta, die Jüngere, und schaute den Davoneilenden erschrokken nach.

“Wir sind nicht ohne Schutz!” erwiderte die Magistra mit Festigkeit. Dann befahl sie, die Läden zu schließen, ließ ein Notkerze anzünden und stimmte den neunzigsten Psalm an:

“Wer im Schutz des Allerhöchsten wohnt,
Wer ruht in Seiner Allmacht Schatten,
Der spricht zum Herrn:
‘Mein Hort und meine Burg,
Mein Gott, auf den ich baue!’
Er löst mich aus des Jägers Schlinge
Und von dem drohenden Verderben.”

Da zerriß wildes Lärmen den heiligen Klang! Schreien, Fluchen und Waffengeklirr ließen die Klausnerinnen erneut auffahren. Faustschläge gegen den Laden am Sprechfenster.

“He! Aufgetan! Sonst fliegt euch der rote Hahn aufs Dach!” gröhlte eine heisere Stimme. “Gebt uns heraus, was ihr an Gold und Silber habt, sonst lassen wir euch schmoren!”

Totenblaß wurden die Gesichter der Klausnerinnen. Das Mägdlein Margarete begann zu weinen und schmiegte sich zitternd in Juttas Arme. Die aber nahm ihren ganzen Westfalenmut zusammen und tröstete das Kind, wenn sie auch selbst fast vor Angst verging.

“Laß nur, Grete! Ist alles nur halb so gefährlich!”

“Wir singen weiter!” befahl die Magistra mit ruhiger Stimme. Hildegard ließ ein paar Harfenklänge auftönen, und weiter hallte das heilige Lied:

“Mit Seinen Schwingen bedeckt Er dich.
Du ruhest sicher unter Seinen Flügeln;
Denn Schirm und Schild ist Seine Treue!”

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Tausend Glocken, tausend Kerzen, tausend Lieder, tausend Herzen und noch mehr werden diesen August in München das Hochheiligste Gut der Eucharistie anbetend verehren. Brot des Lebens, uns gereicht aus Priesters Hand, ist der Herr für uns geworden. Laßt uns im Geiste mit bei dieser Anbetung sein. Seit langen Jahren schon sammeln wir hier für arme Priesterstudenten. All die vielen Opfer, die bis heute dem Herrn dargebracht werden konnten, mögen uns durch den Eucharistischen Weltkongreß zu München gesegnet sein. Die Gnaden dieses Kongresses werden auch uns kommen, wenn wir um sie beten. Wir wollen sie ausnützen, damit wir weiter am stillen Werk der Sorge um Priester arbeiten können. Bescheiden und klein ist unser Mühen. Doch eben das Kleine ist immer Samen zum Großen gewesen.

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,265.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,216.25
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	10.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
Mrs. L. Becher, Bashaw, Alta.	1.00
Mr. & Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	20.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	30.00
	$2,306.25

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,372.45
Mr. & Mrs. Joe Friedt, Bienfait, Sask.	1.00
	$8,373.45

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

Bücherbesprechungen

Joseph Maria Camenzind, **Da-Kai.** Roman aus der Mandschurei. (Herder Verlag, Freiburg, 384 Seiten, 15.80 DM.) – Camenzind ist der Verfasser des vielgelesenen Buches "Ein Stubenhocker fährt nach Asien", und seine meisterliche Kunst, die fernöstliche Welt zu schildern, bewährt sich auch in diesem spannenden Roman um eine christliche Siedlung in der Mandschurei und ihre ergreifenden Schicksale unter japanischer, russischer and rotchinesischer Herrschaft.

Illa Andreae, **Glück und Verhängnis der Hammerincks.** Roman. (F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 558 Seiten, 19.80 DM). Der Roman einer Familie, der durch drei Generationen und alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens führt. Die Kraft der Erzählerin läßt die Spannung nicht erlahmen, und es gelingen ihr in diesem oft erschütternden Wechsel der Menschenschicksale Gestalten, die man nicht mehr vergißt. Ein Buch für reifere Leser.

Josephine Burton, **Anthonys Sieg.** Übersetzt aus dem Englischen von Hedwig Satz. (Maximilian Dietrich Verlag Memmingen/Allgäu, 180 Seiten, 8.50 DM.) Anthony, ein englischer Junge, ist bei seiner Geburt ein Krüppel, ein hoffnungsloser Fall für die Spezialisten, das Schmerzenskind seiner Mutter. Wie es seiner Mutter gelang, aus Anthony einen fröhlichen, geistig gesunden Menschen zu machen und ihm zum Sieg über sein Gebrechen zu verhelfen, das erzählt dieser schlichte Bericht einer Mutter. Das Buch ist ein Zeugnis wahrer Mutterliebe, zäher Willenskraft und unerschütterlichen Gottvertrauens.

Josef Küper, **Weide meine Böcke.** Schelmenroman in Geschichten. (Verlag Glock und Lutz, Nürnberg, 220 Seiten, 12.80 DM.) Ein Geschichtenbuch von den schwarzen Schafen einer Pfarrgemeinde, voll ergötzlichem und lebensweisem Humor und mit einem Pfarrer, den man gernhaben muß.

Horgan, **Paul der Teufel in der Wüste.** (Verlag Walter, Freiburg, 100 Seiten, 5.80 DM.) Eine wertvolle Erzählung von unvergeßlicher Eigenart: Das Zwiegespräch eines alten Paters mit der Schlange, die ihm in der Wüste Neu-Mexikos, bei seinem letzten Seelsorgeritt, den tödlichen Biß versetzt hat, ein Gespräch um das Leben und den Sieg im Tod.

De Alarcon, **Der Skandal.** Roman. (Safari-Verlag, Berlin, 331 Seiten, 7.80 DM.) Die "Safari-Bücherei der Weltliteratur" brachte diesen bedeutenden Roman eines großen spanischen Erzählers aus dem letzten Jahrhundert heraus, weil dem Werk, so ungewohnt uns zunächst ein gewisser südlicher Überschwang der Worte und der Gefühlsäußerungen sein mag, ein bleibender Wert innewohnt. Der Dichter, der sich selbst vom freigeistigen Revolutionär zum gläubigen Katholiken entwickelte, hat in den Mittelpunkt der bewegten Handlung einen alten Jesuitenpater gestellt, der einem jungen Lebemann, den seine ausschweifende Weltliebe in eine ausweglose Lage brachte, zu Gott und zu seiner Liebe zurückgeführt.

Strübling, **"Der General Fombombo"** oder **Revolte am Rio Negro.** Roman. (Herder, Freiburg, 340 Seiten, 13.80 DM.) Ein farbiger und spannender Roman aus einem südamerikanischen Diktaturstaat, voll Satire und Humor, aber auch mit ernst-besinnlichen Bezügen.